

HEIMAT-
BUCH
DÜBEN-
DORF

1947





Kirche und Pfarrhaus Dübendorf im Jahre 1824

Kirche und Pfarrhaus Dübendorf im Jahre 1824

(Graphische Sammlung Zentralbibliothek, Zürich)

Der Zürcher Landschaftszeichner und Kupferstecher Johann Heinrich Meyer, 1755—1829, war mit Salomon Landolt befreundet, der ihn oft zu Besuchen ins Schloss Greifensee einlud. Auf seinen Wanderungen fühlte sich der Künstler von der ländlichen Ruhe und Heiterkeit des damaligen Dübendorf angezogen. Er malte im Wil ein reizendes Aquarell. — Unsere Reproduktion zeugt — wenn auch ohne Farben — von der Meisterschaft J. H. Meyers, aber auch von der idyllischen und heiteren Stille des alten Dorfes.

HEIMATBUCH DÜBENDORF 1947

Herausgegeben vom Verkehrs- und Verschönerungsverein
Dübendorf

Redaktionskommission: Gemeindepräsident Hans Gossweiler,
Sekundarlehrer Hans Maier,
stud. oec. publ. Max Trachsler.

Inhalt:

Zum Geleit	
Von Gemeindepräsident Hans Gossweiler, Dübendorf . . .	3
Das andere Dübendorf	
Von Dr. Gottlieb Heinrich Heer, Schriftsteller, Zürich . . .	5
Die Burg Dübelsstein, Führer durch die Ruinen	
Von Dr. Hans Erb, Schiers	12
Zur Geschichte der Ortsplanung unserer Gemeinde	
Von Gemeindepräsident Hans Gossweiler, Dübendorf . . .	29
Ortsplanung und Bebauungsplan	
Von Architekt Oskar Stock, Zürich	30
Die Gemeinnützige Siedlungs- und Baugenossenschaft	
Von Kantonsrat Guy Maeder, Dübendorf	42
Die genossenschaftliche Siedlung an der Grünenstrasse	
Von Architekt Oskar Stock, Zürich	44
Vom DH 3 zum DH 100	
Von Oberstlt. W. Frei, Instruktionsoffizier der Flieger- truppe, Dübendorf	46
Zwanzig Jahre Kindergarten	
Von Hermann Hardmeier, Präsident der Primarschulpflege	54
Nachrufe	58
Chronik bemerkenswerter Ereignisse	60
Wetterchronik	61
Statistik	62
Vorschau auf die kommenden Heimatbücher	64

Zum Geleit

Mit dem «Dübendorfer Heimatbuch 1947» beginnt der Verkehrs- und Verschönerungsverein ein neues und verdienstvolles Werk. Er gedenkt von nun an alljährlich ein Heft herauszugeben mit Aufsätzen zur Geschichte unserer Gemeinde und ihrer Institutionen und mit Beiträgen zu aktuellen Fragen.

Die Vergangenheit wird in unseren Heimatbüchern in mannigfaltiger Form wieder aufleben — uns allen zur Erbauung.

Arbeit und Bemühen der Gegenwart sollen dargestellt werden — den Dorfgenossen zur willkommenen Orientierung und unseren Nachkommen zur Lehre.

So möchte das «Dübendorfer Heimatbuch» vielen dienen: Den Alten und Verwurzelten gleich wie den Jungen, die erst in das Gemeindeleben einwachsen müssen. Dem Bürger, der in unserem Dorfe ein Mann geworden, gleich wie dem, der aus einer anderen Gemeinde oder aus einem anderen Schweizer Kanton zugewandert ist und bei uns eine neue Heimat findet, die er kennen lernen möchte, in die er sich einleben und an deren Schicksalen er teilnehmen will.

Keineswegs sollen nur Neugierde und Wissensdurst Befriedigung finden, sondern vielmehr das Zusammengehörigkeitsgefühl gefördert werden. Dübendorf läuft die Gefahr der Verstädterung; mehr und mehr könnte sich der Einzelne nicht mehr als lebendiges und verantwortungsbewusstes Glied einer Dorfgemeinschaft fühlen, sondern als blosser «Einwohner» unter vielen Anonymen, die in keinerlei näherer Beziehung zueinander stehen. Das Heimatbuch will einer solchen Entwicklung entgegentreten und den Zusammenhalt fördern, ohne den ein gedeihliches und gesundes Weiterwachsen unmöglich ist.

Auf diese Weise versucht das Jahrbuch unserer Heimat zu dienen, denn sie ist trotz geringer Schönheitsfehler schön und trotz einiger Mängel teuer genug, dass sie unsere liebevolle Anhänglichkeit stets aufs Neue wohl verdient.

Solche Ziele dieses und der zukünftigen Heimatbücher scheinen mir wahrlich aller Unterstützung wert.

Im Herbst 1947.

H. Gossweiler,
Gemeindepräsident.



Ried bei Dübendorf

Zeichnung von Erica Mensching

Das andere Dübendorf

von Dr. Gottlieb Heinrich Heer, Schriftsteller, Zürich

Dübendorf, der Name des Gemeinwesens, das sich, dicht an den Osthang des Zürichberges angelehnt, weitläufig und vielarmig in die Ebene des Glattales hinausschiebt, prägt unwillkürlich ganz bestimmte und undörfliche Vorstellungen in den Sinn. Der weiche Klang der Laute wird durchbrochen vom harten Geräusch anspringender Motoren; das Surren von Propellern, das aufsteigend die Lüfte durchbohrt und die Seele mit der Sehnsucht nach fernen Ländern und fremden Kontinenten oder aber, im Gedenken kriegsbedrohter Jahre, mit nachwehender Beklemmung erfüllt, umrauscht diesen Namen, und vor dem Auge, das ihn liest, huscht in ungreifbarer Höhe der Silberschimmer eines metallenen Flügelpaares vorüber. Nervig schlanke Gestalten, Flieger mit kleinen, dunklen Schwingen an feldgrauen Ärmeln und Pilotenschüler streben zielbewusst übers flache Feld zu ihren Apparaten, und vor den weiten Hallen glitzern mächtige Zugvögel für längste Reisen fahrtbereit im Schein der Sonne, der ungehemmt über die freie Ebene strömt... Der Name Dübendorf steht als der eines Angelpunktes unserer Militärfliegerei bereits seit manchem Jahrzehnt auf einem dauerhaften Blatte neuester Schweizergeschichte eingezeichnet, und die Fahrpläne grosser Verkehrsfluggesellschaften haben ihn in alle Erdteile getragen und sichern den Weltruhm eines Dorfes als Flughafen im Herzen Europas...

Lässt aber der besinnliche Wanderer an einem reifen Sommermorgen die Schattengründe der Kuppenforste auf dem Zürichberg hinter sich und schreitet er zwischen Aeckern und Feldern, auf denen das Gold des Kornes die Steine und den hellen Erdgrund tröstlich überschimmert, und vorbei an den stattlichen Höfen Gockhausen und Geeren auf halber Höhe dahin, so mag ihn wohl der unaufdringliche Geist eines anderen Dübendorf berühren, indes, zum Glitzerpunkte schrumpfend, ein Flugzeug alpenwärts entschwindet und sein Lärm verebbt wie das Aufbegehren einer entbrummenden Hummel. Bald fasst der Blick, der ihm folgte, es nicht mehr; aber nun, während aus dem Tale der Stundenschlag vom schlichten, spitz aufstrebenden Kirchturm jener mahnenden Stimme

des anderen Dübendorf Nachdruck zu verleihen scheint, gleitet das Schauen über die ganze Ebene, hinter der, bis zum Bachtel, die Hügelzüge des Oberlandes mit ihren Waldrücken einen sanft gegliederten Wall aufrichten, als wollten sie das Gelände in der Tiefe schützen. Aber sie vermögen weder winters den kalten Ostwinden zu wehren, die hier Bäche und Seen rasch abkühlen und vereisen, noch sommers die warmen Lüfte zurückzuhalten, die das Tal oft wie einen Kessel heizen. Sie lassen auch dem Föhn alle Freiheit, der die fernen Gebirge bis in die kantigsten Schründe helllichtig klärt. Nun aber, da der Dunst des Spätsommers die Baumkronen verschleiert und sich auf den Fluss hinlagert, heben sich wie unwirkliche Schattengebilde der Rücken des Säntis und die sieben Zacken der Churfürsten als felsige Steilschriftzeichen der Erdgeschichte über den Dimmer, und die Firnfelder des Glärnisch und des breitbehäbigen Tödi schweben als von allem Grunde losgelöste Glanzlichter im Unfassbaren.

Näher liegen, auch dem Begreifen, die langgezogenen Moränenbuckel im Tale, die in früheren Zeiten einzig Raum und Erde für kleinere Anwesen boten, als die Glatt noch ungebändigt ein weites und ödes Riedland durchkrümmte. Aber schon gegen das Ende des letzten Jahrhunderts wurde dem Flusse, der vordem immer wieder die Ufer überschwemmt und Strassen und Brücken eingerissen hatte, ein festes, gerades Bett gemauert; die Kunst der Entwässerung schuf mit der Zeit aus den feuchten, streuigen Flächen bebaubares Nutzland, und Ausebnungen glichen manche eigenwillige, aber dem Menschenwillen undienstbare Launenhaftigkeit des Bodens aus. Einzig im «Chrutzelried», einem Reservat des Naturschutzes, erhält sich der Zauber des Moorlandes, umsäumt von den silbrig schillernden Stämmen der Birken, ein nächtlich unheimliches Gebiet voller weicher Untergründe, wo in dunklen Tümpeln zwischen den Blättertellern der schneeige Glanz der Seerose jene Düsternis kaum ahnen lässt, der die gefährlich lockende Blume entwuchs. Zwischen Wollgräsern, die im Frühjahr ihre Flockenblüten wie aus Kissen geschüttetes Federzeug im Winde verwirbeln, hinter den Schilfschildwachen um die nassen Gräben und an den rasch ausdorrenden Rändern der Binsenteppiche versteckt sich hier noch manche jener seltenen Orchideen, deren Blüten sich neigen, als hingen samten gewirkte Insektenbilder an den Stengeln.

Weit im Tale jedoch wogen nun Frucht und Gras über dem einstigen Moorboden, der viele Meter tief sich schichtete und höchstens aus den Torfgruben einen wärmenden Hauch in einfache Hütten spendete, und die Obstbäume werfen im Sommermorgenlicht lange Schatten, die den Bächen entlang im Gebüsch sich verdichten, hangaufwärts in die Erlentobel sich hinlegen und schliesslich das Gemäuer umschleichen, das unversehens, jenseits eines Holzbrückleins auf einem felsigen Höcker des Hanges, aus dem Haselgesträuch sich vor die Füsse des Wandernden schiebt.

Wie manche andere Ruine auf den Hügeln unseres Landes, zeugen auch die Mauerreste Dübelsteins von vielen feudalen Geschlechtern, die während des Mittelalters unentwegt sich die Macht und den Reichtum aus den Händen spielten, die Bauernsamen und das Land als willkürlich verfügbaren Besitz wechselten und das Schicksal ihrer Gegenden als Kriegsherren bestimmten. Aber die Ruine Dübelstein, das Wahrzeichen solcher Gewalt über die Höfe Dübendorf und einer oft weit reichenden Umgebung, bannte die Erinnerung an die Zeiten ständischer Sonderung nicht in besonderem Masse, hätte sie nicht der berühmteste Bürgermeister Zürichs, Hans Waldmann, der «fürnemist Eidgenoss», im Jahre 1487 um 1700 rheinische Gulden vom verarmten Suederus Schwend erworben, während zugleich, dem mächtigsten Herrn der einflussreichsten Schweizerstadt zuliebe, Georg von Sargans zur Zeit der politischen Verhandlungen Waldmanns mit Oesterreich und Bayern seine Dübelsteiner Lehnrechte auf dem Altar einer kaum durchsichtigen Diplomatie opferte.

Hans Waldmann, der als «weltseliger man» in seinem Hause zur «Sitkust» an der Zürcher Triftligasse, in den Zunftstuben und an fremden Höfen ein verwöhntes Leben schätzte, brachte die fraglos einfache Burg wohl weniger um ihrer selbst und einiger ländlichen Jagdgelage willen in seinen Besitz, noch wegen des sicher sauren Weins, der damals noch in einem «wingarten» reifte, sondern vornehmlich zur Bekräftigung der Gefühle, durch diesen Kauf wahrhaft ein adliger Grundherr zu werden. Denn er begann unverzüglich, seine Briefe selbstbewusst mit «H. W. von Tübelstein, riter» zu unterzeichnen.

Aber der Wappenglanz seiner fünf Tannen sollte nicht mehr lange leuchten. Ein Staatswesen wie die Eidgenossenschaft konnte

und durfte es niemals ertragen, dass einer seiner Bürger als politischer Planer sein Haupt allzu hoch über den Durchschnitt erhob und der Verdacht einer Alleinherrschaft sich begründen liess. Als er zwei Jahre später sein aussergewöhnliches Leben mit einem aussergewöhnlichen Tode bezahlte, überliefen die aufgebrachten Landleute auch seine Feste Dübelsstein, und sie «frasend und drunkend ales, was da war». So blieben von der Waldmannschen Adels herrlichkeit nur leere Fässer, und nachdem daraufhin wieder, wie zuvor, die Burgherren und ihre Launen in rascher Folge sich abgelöst hatten, verbrannte dieser trotzig Horst im Mai des Jahres 1611, weil eine Magd allzu sorglos ihren Werg im Ofen trocknete. Einzig der Turm ragte noch über die Anhöhe; mit der Zeit verbröckelte auch er, und endlich nahm sich, als um die Wende unseres Jahrhunderts der Sinn für geschichtliche Denkmäler neu erwachte, die öffentliche Anteilnahme des gestrüppverwucherten Gemäuers an, dessen Grundriss aufgedeckt und ergänzt und einer ernsthaften Forschung zugänglich gemacht wurden.

Wie hier auf dem Hügel weltliche Mächte des Mittelalters in Trümmer sanken, mussten drüben, jenseits des Tales im Gfenn, geistliche Herrschaftsansprüche und Gerichtsbarkeiten dem Gebot der ewig sich wandelnden Geschichte weichen; dort, wo noch heute ein verwahrlostes Bauernhaus einen Käsbissengiebel in gleichsam verkümmertem Stolze reckt und gotisches Bogenwerk in einigen Linienresten erspürbar ist, riefen dereinst Klosterglocken fromme, allen Erschöpften und Kranken dienstbare Lazariter und Lazariterinnen zur Messe. Ihr Ordenszeichen, das grüne Kreuz auf wallenden schwarzen Mänteln und Schleiern, soll der Gründer der besonders in ihren Ursprüngen aufopfernden geistlichen Gemeinschaft selbst in diese Gegend getragen haben. Denn die Legende lässt ihn, den aussatzkranken König Balduin von Jerusalem, der im heiligen Lande zu Ehren des auferweckten Lazarus diesen Orden von Pflegern ins Leben rief, im Traum das wilde Land Uri als Ort der eigenen Heilung schauen. Da genas er auch nach beschwerlicher Reise über Meere und Gebirge unter der Fürbitte einer bergherben Schwesternschaft im Kloster Seedorf. Auf dem Weiterritt zu Kaiser Heinrich, von dem er Freiheiten und Rechte für seine Lazariter erbat, blieb sein Pferd in der Nähe Dübendorfs plötzlich wie von überirdischen Zügeln gebannt stehen, «und konnt man das nit

wyters bringen weder mit Lieb noch Leid . . . » Da erleuchtete dies Zeichen den Gott zugeneigten Sinn des Königs, und er stiftete, wo seines Rosses Huf anhaltend die Erde geschürft, das Kloster im «gevenne», das ist im sumpfigen Lande . . .

Zwischen Epochen geistlicher Blüte und reichen Gedeihens — die ursprüngliche Vereinigung von Brüdern wechselte im vierzehnten Jahrhundert aus unerforschlichen Gründen ihr Geschlecht — schien verschiedentlich der Geist trüber Untiefen und moorigen Gebrodels auf die Insassinnen der Zellen übergegriffen zu haben; denn mehrmals sahen sich Ordensmeister und Komthure, ja selbst der Rat von Zürich gezwungen, bei handgreiflichen und anderen Händeln und gegen die leichtfertigste Lockerung der Sitte einzuschreiten.

Dieser robuste und wider die Gesetze auflüpfische Geist ging offenbar noch um, nachdem das ätzende Wort der Reformation auch im Gfenn die grünen Kreuze auf den schwarzen Mänteln gebleicht hatte und als in späteren Zeiten der Lärm eines Wirtshauses durch die Räume einstiger Bussfertigkeit und Hilfsbereitschaft rurmorte. Da in den Achtzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts der pfiffige Salomon Landolt als Landvogt auf dem Schlosse zu Greifensee ein wachsames Regiment führte, vernahm er nämlich eines Tages, dass in der seinem Herrschaftsbezirk zugehörigen Schenke eine Spielerbande ihr Unwesen treibe und die Einkehrenden unter Drohungen ins Netz ihrer Betrügereien zwingen. Er stülpte ein Federhütchen auf den Kopf, maskierte sich als Krämer aus dem Tirol und drang furchtlos und unerkant in die Räuberhöhle ein. Eine Weile liess er sich von den Spielsüchtigen wegen einer angeblichen Scheu vor den Würfeln mit unflätigen Worten bewerfen, wobei er trotz des ehrlichen Zorns über die trübetümpelige Gesellschaft listig hinter den Lippen gelächelt haben mochte, und als sie ihn, den fahrenden Rappenkratzer, hinauszuerwerfen drohten, piff er am offenen Fenster durch die Finger: ein halbes Dutzend bereitgestellter Waffenknechte überrannte die Spelunke und nahm das Nest der jetzt in massloser Verblüffung gaffenden Galgenvögel aus.

Ob wohl Gottfried Keller, der die geschichtliche Gestalt eines «Landvogts von Greifensee» bis in die geheimsten Herzkammern kannte, dieses munteren Streiches gedachte, als er, wie das ge-

schehen sein soll, in die Dübendorfer Gegend kam und vom Gang durch den Wald im «Sonnental» sich ausruhte, wo der dem Dichter und Staatsschreiber ergebene Weibel des Zürcher Regierungsrates, Vontobel, herstammte? Vielleicht liess er sich, ohne an eine Novelle zu denken, auch die bemerkenswerten Bedrängnisse und Nöte erzählen, welche die tapfere Pfarrersfamilie Bremi durch die Soldateska aus aller Herren Länder erleiden musste zur Zeit einer der tiefstgreifenden europäischen Erschütterungen, da während der Schlachten von Zürich die umliegenden Höfe und die Gemeinde Dübendorf, deren Einwohner bald von Franzosen, bald von Oesterreichern zu Schanzarbeiten befohlen wurden, mitten im Gewoge der Kämpfe standen.

Heute bergen sich Pfarrhaus und Kirche friedlich im Wil zwischen den Gärten, und auch im Städtli scheint der Kehlhof, wo einst Zehntenmeister und Untervögte die Abgaben des Landvolkes einsammelten, hauptsächlich zu Gunsten ihrer gnädigen Herren von Zürich, als schlicht mit Ornamenten gezielter Riegelbau nurmehr von bewegten Tagen zu träumen. Mehrere Flarzhäuser, sparsam gegliederte Sippenwohnungen, zeugen noch von der Kargheit eines Bauerndorfes, dessen Schicksal nicht nur in früheren Zeiten der Herrenrechte, sondern auch in den Lebens- und Arbeitsformen des letzten Jahrhunderts von der nahen Stadt abhängig war. Erst in seiner zweiten Hälfte begannen die flutenden Kräfte der Glatt hier das Räderwerk einer bescheidenen Industrie zu treiben. Der früher üppige Fischbestand des Flusses aber, von dem noch 1780 die «Memorabilia Tigurina» berichten, die fetten Aale der Glatt seien selbst an der kaiserlichen Tafel zu Wien geschätzt worden, verkümmerte umso schmerzlicher, je trüber die Wasser rannen. Dass der Dübendorfer seine Daseinsmöglichkeiten mehr und mehr in gewerblichen Betrieben und in den Industrien der Werkzeugmaschinen, chemischer Produkte oder der Tabakverarbeitung suchte, sofern er nicht das Dorf einfach als Wohnstätte und die vielfältige Stadt als Werkfeld wählte, liegt im ganzen Herkommen und in der Lage begründet. Und es wäre wohl bei dem geblieben, hätte nicht der 20. Oktober 1910 — jener Sonntag, an dem anlässlich eines denkwürdigen Flugfestes der Franzose Legagneux mit seinem Bleriot-Eindecker zum ersten Male ein Flugzeug von Dübendorf aus in die Lüfte steigen liess — diesem Gemeinwesen das Anbrechen

einer neuen und für seine gesamte Lebenshaltung umwälzenden Epoche verkündet.

Da überwucherte denn, weil dieses rasch berühmte Flieger-Dübendorf die Arbeitskräfte anzog wie ein Saugschwamm die Tropfen und um eine bedrohlich heraufbeschworene Wohnungsnot zu überwinden, eine in der Gehetztheit ungefüge und wenig bedachte Bautätigkeit den Plangrund um die angestammten, lockeren Siedlungskerne, und über die wenigen sich duckenden Mahnmale älterer Kulturverbundenheit schatten nun die verschiedenartigsten Mauerwerke und verschnörkelte Giebel auf ein wirres Strassennetz. Doch aus den Lüften und vom Flugplatz östlich des Unterdorfes bekräftigt das Surren der Motoren den Wohlstand des weiter-treibenden und tätigen Lebens.

Die Stimme jenes anderen Dübendorf aber klingt dennoch vernehmlich von den Waldhügeln herab über die weite Ebene, wenn die freien Winde das Land klären, als wollten auch sie immer wieder manchen überdeckten Raum vergangenen Seins erhellen; diese zarte Stimme singt im Rauschen des Flusses mit, wenn er zur Schneeschmelze seiner einstigen Flutenkräfte sich zu erinnern scheint, und sie wispert in den wendigen Blättern der Silberbirken im Ried, eine mahnende Sage vom Wandel der ewigen Erde und ihrer zeit-verpflichteten Menschen...



Die Burg Dübelsstein

Ein Führer auf dem Ruinenplatz

Von Dr. Hans Erb, Schiers

Burgen und Adel.

Die Burgen müssen die auffallendsten baulichen Wahrzeichen im mittelalterlichen Bild der Zürcher Landschaft gewesen sein. Dem Gebot der Wehrhaftigkeit entsprechend, lagen sie meist erhöht, waren so wohlgeschützt und gewährten einen weiten Blick über das Bauernland und die Verkehrswege. Als einzige Steinbauten neben den Götteshäusern hoben sie sich auch von der gewohnten Erscheinung des bürgerlichen und bäuerlichen Wohnhauses ab. Die Eigenart der Wehrarchitektur schliesslich, die Halsgraben, Ringmauern, die Türme und fensterarmen Wohngebäude, hatten die mehreren hundert Burgsitze in unserem Kantonsgebiet nur mit den wenigen Städten gemein.

Wie ihre Festungen in der Landschaft, so standen die Burgherren an hervorragender Stelle im sozialen und politischen Gefüge des Hochmittelalters. In völlig freier oder in abhängiger lehensrechtlicher Stellung waren sie neben den Kirchenfürsten die grossen Grundbesitzer, die Inhaber heute staatlicher Rechte und Pflichten, wie Blutgericht und niederes Gericht, Zollrecht und Geleitspflicht gegenüber Reisenden, Militärhoheit, Wildbann und Kirchensatz. Unter verschiedenen Titeln haben die Adeligen grössere oder kleinere Territorien mitsamt den Bewohnern besessen, verwaltet, geschützt. Aus den pflichtmässigen Abgaben der Bauern bestritt der Adel seinen und seiner Knechte Unterhalt; sein Wohnsitz, die Burg, war die schützende Feste des Gebietes und zugleich das Verwaltungszentrum.

Durch die von den innerschweizerischen Talgemeinden ausgelöste und von den eidgenössischen Stadtstaaten tatkräftig unterstützte antifeudale Freiheitsbewegung ist der Adelsherrschaft auf schweizerischem Boden im Verlauf des Spätmittelalters ein Ende bereitet worden. An die Stelle der Feudalstaaten traten im 13., 14. und 15. Jahrhundert die Landsgemeindedemokratien und die Stadt-

republiken. Mit dem Absinken des Adels in die Bürgerlichkeit verlor die Burg ihre Bedeutung als politischer und kultureller Mittelpunkt sowie als Verwaltungssitz. Der Wandel in der Kriegstechnik zu Beginn der Neuzeit nahm ihr auch den Wert als Wehrbau. Wenn manche Burg in Kriegsläufen und durch Volksaufstände zerstört wurde, so ist doch die Mehrzahl der Zürcher Burgen vom Adel selbst dem mählichen Zerfall preisgegeben worden. Ihre Interessen und die erhöhten Ansprüche an das Wohnwesen lockten die politisch, militärisch und sozial deklassierten Burgherren in die Stadt, für ihre Burgen hatten sie schliesslich nichts mehr übrig. Wo sich diese ausnahmsweise erhielten, baulich sogar erneuert wurden, da dienten sie anderen als den Hauptzwecken, für die man sie einst errichtet hatte. Sie waren nun Verwaltungssitze städtischer Vögte oder wurden von Stadtbürgern, die, wie z. B. Waldmann, einen feudalen Lebensstil pflegten, als eindrucksvolle Staffage übernommen.

Ausgrabung und Modell der Burg.

Von diesen allgemeinen Voraussetzungen muss man ausgehen, will man die in den Jahren 1942 und 1943 dem Schutt entrissenen Fundamentruinen der Burg Dübelsstein nicht nur als ein heute kurioses Ueberbleibsel vergangener Zeiten betrachten, sondern versuchen, die einstige Zweckbestimmung der Gesamtanlage und den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile zu verstehen, sie insgesamt als ein heimatkundliches Anschauungsobjekt zu würdigen. Die Stadt Zürich als Besitzerin der auf Dübendorfer Boden gelegenen Ruine hat keine Mittel gescheut, die Mauerreste nicht nur ausgraben und untersuchen sowie zahlreiche Einzelfunde heben zu lassen, vor allem wurde das Mauerwerk auch gesichert und so ergänzt, dass heute ein klarer Ueberblick über die bauliche Anlage leicht ist.

Ein 1946 erbautes Modell, das im Restaurant Waldmannsburg aufgestellt werden soll, zeigt eine im Rahmen des Möglichen getreue Nachbildung der Burg vor ihrem Zerfall zu Beginn des 17. Jahrhunderts¹⁾. Da bis heute weder alle möglichen archäologischen

¹⁾ Initiant und tatkräftiger Förderer der grosszügigen wissenschaftlichen Untersuchungen von 1942/43 war der damalige Vorstand des Bauamtes I der Stadt Zürich, Stadtrat Erwin Stirnemann; ihn unterstützte Garteninspektor Roland

Untersuchungen auf Dübelsein ausgeführt, noch das reiche Fund-, Plan- und Photomaterial der bisherigen Ausgrabungen endgültig ausgewertet ist, können die nachfolgenden Ausführungen noch keine eigentliche Baugeschichte der Burg Dübelsein geben; sie versuchen, die heute sichtbaren Baureste zu erklären und ein Bild der Anlage in ihrem letzten Bestand vor dem Grossbrand des Jahres 1611 erstehen zu lassen.

Lage und Erbauung der Burg.

Am auslaufenden Nordosthang der Zürichberg-Pfannenstielkette steht die eher kleine Burg Dübelsein in einer Linie mit den Burgen Boll-Oetwil, Esslingen, Egg, Maur, Ebmatingen, Pfaffhausen und Stettbach, denen sich weiter nördlich noch Rümlang zugesellt²⁾. Sie alle gehören vielleicht hinein in eine planmässig angelegte mittelalterliche Ueberwachungs- und Verteidigungskette des oberen Glattales, wie ähnliche im Töss- und Thurtal festgestellt werden können. Archäologische und urkundliche Indizien machen es wahrscheinlich, dass die Burg Dübelsein um die Mitte des 13. Jahrhunderts, also kurz vor der eidgenössischen Bundesgründung von dem in Zürich verbürgerten Ritter Konrad von Dübelsein, einem Ministerialen der Grafen von Rapperswil erbaut worden ist³⁾.

Als Bauplatz wurde die Nordecke jenes zwischen den Tobeln des Wiesbaches (Meftentobel) im Südosten und des Schlossbaches im Nordwesten gelegenen, nur leicht geneigten Plateaus gewählt, auf dem heute die Bauernhäuser des Weilers Dübelsein und das Restaurant Waldmannsburg stehen. Das Plateau gehört zur tiefsten Hangstufe des Adlisbergs; heute bewaldete Hänge fallen

von Wyss. Die Ausgrabungsleitung war dem Schreibenden übertragen. Das gegenwärtig noch im baugeschichtlichen Museum der Stadt Zürich im Helmhau verwahrte Modell der Burg im Massstab 1 : 150, Terrainüberhöhung $\frac{1}{8}$, wurde 1946 von Hans Defatsch, Zürich, unter Beratung durch Georg Hartmann, Zürich, und den Schreibenden gebaut.

²⁾ H. Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich XXIII/6, 7; 1894 ff.) und Mitteilung Dr. Emil Stauber, Zürich.

³⁾ Die ältesten Funde von Dübelsein, Becherkacheln und Keramikfragmente, weisen in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Ritter Konrad von Dübendorf nennt sich 1259 erstmals «von Tubuelstein». Darüber und über die nachfolgenden geschichtlichen Angaben siehe: W. Merz, F. Hegi, Die Wappenrolle von Zürich (Zürich 1930), S. 235. Emil Stauber, Die Burg Dübelsein, ihr Geschlecht und ihre Besitzer (Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1939, S. 11—27).

steil gegen die beiden Bachläufe ab, während das Gefälle gegen die sogenannte Schlossbreite am südwestlichen Glattalrand etwas geringer ist. Die rund 500 m² umfassende Baustelle wurde unter Ausnützung der natürlichen Plateaubabstürze von 35 bis 40 m gegen Glattal und Schlossbach im Südosten und Südwesten durch einen 10—16 m tiefen künstlichen Graben aus dem Plateau herausgeschnitten.

Der Ringgraben.

Das Charakteristische der heutigen Terrainform, der Halsgraben und der isolierte Felsen der Höhenburg, ist also nicht natürlichem Wirken, sondern menschlichem Planen zu verdanken. Von der Gartenterrasse des Restaurants Waldmannsburg aus lässt sich leicht erkennen, dass die Kuppe des Burgfelsens auf gleicher Höhe liegt wie das Plateau von Dübelsstein. Tut man vom Wirtschaftsgarten aus nur wenige Schritte auf dem Fussweg Richtung Dübendorf, so steht man bereits an der östlichen Grabenwand. Die Gegensätze zwischen dem tiefen und engen Graben und dem steilen, kahlen Molassefels sind heute im Vergleich zu einst ziemlich gemildert, liegen doch über der ursprünglichen Grabensohle 3 m späterer Auffüllung, zudem ist der Fels selbst bis weit hinauf von Schutt ummantelt. Die oben 20—30 m breite Grabenkluft verengte sich bis auf 4—5 m, stellenweise endigte sie in einer Art Spitzgraben, der bis auf eine wasserundurchlässige Mergelschicht eingeschnitten war. Spuren künstlicher Abarbeitung des weichen Molassefelsens sowie morphologische und geologische Beobachtungen ergeben ohne allen Zweifel, dass der Mensch diese Landschaftsformen gestalten half⁴⁾, mit dem einzigen Zweck natürlich, die Burg möglichst sturmfrei zu platzieren.

Der in der Regel trockene Halsgraben⁵⁾ hatte seinen höchsten Sohlenpunkt bei den Brückenpfeilern und ein Gefälle sowohl nach Nordosten wie nach Nordwesten. Er legte sich also vor die Südostseite des Burgfelsens, umzog den Turm und die Südwestseite, ver-

⁴⁾ Die Geologen Dr. Hans Stauber und Dr. H. Suter haben den Schreibenden in geologischen Fragen beraten.

⁵⁾ Prof. Dr. Otto Jaag, Vorsteher des Institutes für spezielle Botanik an der E.T.H., kommt nach eingehender Untersuchung mehrerer Proben aus den tiefsten Schichten des Burggrabens zum Schluss: «Auf Grund der biologischen Analyse liegen keinerlei Anhaltspunkte vor zur Stützung der Auffassung, dass der Burggraben mit Wasser gefüllt war.»

unmöglichste so einem eventuellen Angreifer den direkten Zutritt zur Burg vom Dübelsteinplateau her. Aber auch der Anstieg über den natürlichen Steilhang vom Schlossbachtobel her war auf dem Niveau der Halsgrabensohle durch einen mit dem Halsgraben nicht in Verbindung stehenden Graben en miniature erschwert. Dieser nur 1,5 m tiefe und oben 7 m breite Graben ist längst vom Trümmerschutt der Burg ausgefüllt; er verlief etwas höher als der heutige Weg ungefähr parallel zu diesem. Da sich der Grabenring um den Burgfelsen am Nordosthang nicht eigentlich schloss, ist man versucht, von einem unvollständigen, zwiefach unterbrochenen Ringgrabensystem zu sprechen. Dem Burgherrn scheint der in einer kleinen natürlichen Mulde endigende Felshang gegen Dübendorf von Natur aus übersichtlich und steil genug gewesen zu sein, als dass er es für nötig befunden hätte, den Anstieg auch hier durch ein künstliches Hindernis zu erschweren. Die jüngere starke Eintiefung des heutigen Hohlweges verwischt das einstige Geländebild etwas.

Der Bergfried (Plan Raum VI).

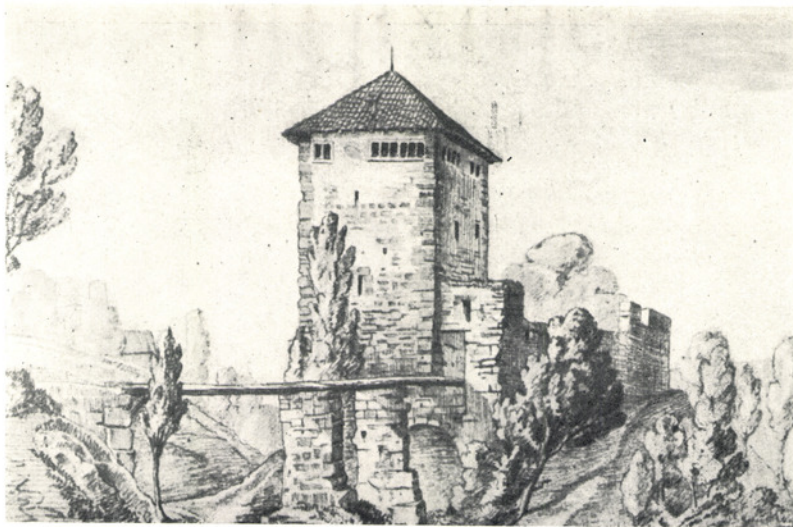
Aus dem Graben nun stieg allseits der nackte Mergel- und Sandsteinfelsen steil empor. Auf einen Felsabsatz am Südhang hat man den Bergfried mit anschliessendem Torbau eingepflanzt, und um den Rand der Felskuppe rundete sich oben der Mauerring, das vierte und letzte Glied der eigentlichen Wehranlage.

Der Bergfried (VI), der mächtige einzige Turm auf Dübelstein, allein hat die Brandkatastrophe von 1611 äusserlich unverseht überstanden und ist erst vor hundert Jahren dem Erdboden gleich geworden. So kennen wir heute nicht nur seine Fundamente, sondern aus verschiedenen Zeichnungen des 17.—19. Jahrhunderts auch seine Gesamterscheinung. Unversehrt allerdings zeigt ihn nur das Skizzenbuch von Conrad Meyer (1618—1698) ⁶⁾. Dieser Wehrturm versah in klassischer Weise alle nur möglichen Aufgaben, er war Beobachtungsposten, überragender Abwehrbau, Brücken- und Torschutz, Schild für die übrige Burg, letztes Reduit und auch Wohnbau. Um alle diese Aufgaben erfüllen zu können, musste er

⁶⁾ Bleistift-Zeichnung im Skizzenbuch Nr. 3 von C. Meyer, Bl. 30—31 (Sammlung der Zürcher Kunstgesellschaft P 130). Nach Zeller-Werdmüller, S. 304, ist diese Originalskizze, auf der verschiedene spätere Bilder beruhen, in die Zeit um 1640 zu datieren.



Das Plateau von Dübelstein mit dem Restaurant Waldmannsburg,
dem Weiler Dübelstein und der konservierten Burggruine.
(Fliegeraufnahme der Swissair-Photo A.-G., Zürich.)



Dübelstein im Jahre 1640 nach einer Zeichnung von Conrad Meyer (1618-1698).



Modell der Burg Dübelstein mit Baubestand vor dem Brand des Jahres 1611. Ansicht von Westen. Vorn der Graben gegen das Schlossbachtobel und rechts der Halsgraben mit Brücke.



Aufnahme des Modells. Ansicht von Osten.



Aufnahme des Modells mit Plateaurand, links, und Ringgrabensystem. Rechts Schlossbachtobel.

auf der Brückenseite der Anlage, also in der Südecke in ganzer Breite über den Ringmauerkranz, den er auch 10—15 m überragt haben mag, vorspringen.

Das nicht ganz regelmässige Grundrissquadrat hat einen Flächeninhalt von 100 m², davon entfallen nur 23 m² auf den Innenraum, denn die Fundamentmauern sind auf den exponierten Grabenseiten gegen 3, auf der Burgseite immerhin 2 m dick. Nicht nur bezüglich Mauerdicke, auch im Hinblick auf die Qualität steht der Bergfried allem Mauerwerk auf Dübelstein weit voran, war er doch zumeist aus hartem erratischem Material und Bachgeröll aufgeführt. Nach den Zeichnungen zu schliessen, muss er über dem Fundamentgeschoss 5 Turm- und 1 Dachgeschoss enthalten haben. Im 17. Jahrhundert war er mit einem Zeltdach eingedeckt. Der Zugang wird wie allgemein üblich etwa im zweiten Hochgeschoss über eine Holztreppe von der Burgseite her erfolgt sein. Spärliche Mauerschlitze erhellten die einzelnen Etagen nur dürrig; die Fensterfluchten direkt unter dem Dach stammen wohl frühestens aus der Endzeit des 15. Jahrhunderts. Aus den Inventaren über Waldmanns Hinterlassenschaft erfährt man, dass der Turm um 1489 eine heizbare Stube sowie zwei Schlafkammern enthielt, in denen insgesamt fünf Betten aufgeschlagen waren ⁷⁾.

Bilder und Funde zeigen, dass der Turm nach 1611 noch bewohnt blieb, dass aber bereits 1673 Tännchen auf dem dachlosen Mauerstumpf wurzelten. Beim grossen Burgbrand oder später haben die Flammen zwar auch in seinem Innern emporgeleckt und zumindest die unteren Dielen versehrt, das bezeugen die bei der Ausgrabung freigelegten verkohlten Eichen- und Tannenbretter. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurden die starken Mauern zur Gewinnung von Baumaterialien abgetragen. So wie sich der Turmstumpf heute präsentiert, ist er erst bei der Instandstellung der Ruine aufgemauert worden. Das geschah nicht ohne grosse Bedenken, doch mussten sie weichen, wollte man den Grundriss der Anlage den Besuchern wieder klar vor Augen stellen. Auf diesen Mauern stehend, kann jedermann ermessen, wie weit der Blick von der einstigen Warte aus schweifte, wie wuchtig sich

⁷⁾ Ernst Gagliardi, Dokumente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann (Quellen zur Schweizer Geschichte, Neue Folge), II. Band, Basel 1913, besonders S. 224—225. Auch im Folgenden mehrfach verwendet.

der Turm neben Torbau und Brücke stellte, und wie gut der Burgbering hinter diesem felsstarken Schild geborgen war.

Die Ringmauer (Plan Raum XVII).

Am äussersten Rand der künstlich abgeplatteten Felskuppe und mit deren gleichartigem Gestein wie verwachsen, schliesst sich an die nördliche und östliche Bergfriedmauer ohne Verband die Ringmauer an. Da sie sich in ihrem Verlauf dem Rand des Burgplatzes anpasst, erscheint sie auf dem Grundriss als Umgrenzung eines Elfecks von 16 und 20 m Durchmesser. Der günstigen Wehrlage des Felsens entsprechend, weist die Ringmauer die recht bescheidene Fundamentbreite von durchschnittlich 1,5 m (Minimum 1,2 m, Maximum 2,2 m) auf. Einen regelmässigen Mauerverband oder gar Quadermauerwerk sucht man an der Ringmauer wie allenthalben auf Dübelstein vergebens. Diese präsentiert sich als nur teilweise lagerhaft gemauerte Sandbruchsteinmauer, immerhin haben vereinzelt auch Tuff, Bollenstein und kantiges erratisches Material Verwendung gefunden, höhere Lagen sind mit Ziegel- und Backsteinbrocken ausgezwickt⁸⁾. Flickwerk verschiedener Bauperioden tritt da und dort klar in Erscheinung. Brandgerötete Mauerpartien lassen die aktenmässig bezeugte Feuersbrunst von 1611 auch archäologisch festlegen.

Die Ringmauer ist in unterschiedlichem Erhaltungszustand in einer Höhe von durchschnittlich nur 2 m zutage getreten. So liess sich auch nicht eine Spur des Wehrganges feststellen, der sich vielleicht einst auf der Mauerkrone dahingezogen hat. Der Bering ist anlässlich der Instandstellung leider mit Ausnahme einer Stelle in der Nordecke, überall auf gleiche Höhe entweder aufgebaut oder niedergerissen, dabei das neue vom ursprünglichen Mauerwerk durch eine nicht allenthalben gut sichtbare Ziegelschicht getrennt worden. So ist ein Umgang um den Burgkern auf der sichernden Betonplatte heute leicht möglich.

⁸⁾ Der auf der Burg verwendete Sandstein stammte z. T. aus dem Burggraben; nach den Feststellungen von Prof. Dr. Leo Wehrli z. T. wahrscheinlich auch von Bäch, Bollingen und Schmerikon. Glaziales Material und Bachgeröll findet sich in der näheren Umgebung der Burg.

Burgweg und Brücke.

Vom südöstlichen Ringmauerzug aus liess sich der Zugang zur Burg gut überwachen. Sichere Anhaltspunkte über den Verlauf des einstigen Burgweges konnten bisher nicht festgestellt werden. Vielleicht hat man ihn im alten Strassenzug, der in seiner Endpartie der heutigen Strasse Dübendorf—Dübelstein parallel ansteigt, zu suchen. Zweifellos näherte sich der Weg der Feste vom Dübelsteinplateau her, und er führte vom Plateaurand auf einer ca. 30 m langen und wohl etwa 2 m breiten Holzbrücke hinüber in den Torbau an der Burgfelsenkuppe. Die bisher im Grabengebiet um die Brücke nicht beendete Untersuchung hat immerhin gezeigt, dass die Brücke die wechselreichste Baugeschichte aller Bauten auf Dübelstein hat. Sie musste als der am leichtesten verwundbare Teil der Anlage bei jeglicher militärischen Handlung am stärksten in Mitleidenschaft gezogen werden.

Schriftliche Quellen zeigen, dass die Burg mindestens zweimal geplündert worden ist. So im alten Zürichkrieg am 8. Mai 1444 von gegen 500 Innerschweizern, welche die dem Burgherrn Jakob Göldli von der Stadt Zürich gestellte sehr kleine Besatzung mit drohenden Reden dermassen erschreckte, dass sie Dübelstein gegen freien Abzug übergaben. Und anfangs April 1489 erzwangen Gegner des Zürcher Bürgermeisters Waldmann Einlass in dessen Edelsitz und frassen und tranken alles, was sie finden konnten. Bau- und Ofentrümmer aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die im Burggraben unter der Brücke liegen, bezeugen, dass wahrscheinlich sowohl 1444 wie 1489 auch vieles, was niet- und nagelfest war, den Plünderungen zum Opfer fiel. Zu beiden Malen scheint die Brücke in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein; dass sie nach 1444 wieder instand gestellt werden musste, wissen wir sicher.

Die Skizze von Conrad Meyer bildet die Brücke, allerdings in dürftigem Erhaltungszustand, so ab, wie sie zuletzt bestanden hat: auf festem Widerlager, im Torbau und auf zwei schlanken, 7—8 m hohen und maximal 1,5 auf 3,5 m im Geviert messenden Mittelpfeilern ruht ein hölzerner Steg, der wohl einst auch mit Geländern versehen war. Die Ausgrabung hat Widerlager (Plan Raum XIV) und Mittelpfeiler (Plan Räume XII und XIII) noch in einer Höhe von 1

bis 2 m angetroffen. Wie kein anderes Mauerwerk der Burg sind sie zum Teil aus allen nur möglichen behauenen und unbehauenen Materialien, wie Erratiker, Bollen-, Sand- und Tuffsteinen zusammengestückt und reichlich mit Ziegel- und Backsteinen ausgezwickt. Offensichtlich sind an diesen Pfeilern alte Bautrümmer, gut behauene, ja bossierte Quadern ein zweites Mal zur Verwendung gekommen. Im jüngsten Mittelpfeiler (Plan Raum XIII), der nicht wie die anderen auf dem Molassegrund, sondern auf einer fundreichen Bau- und Brandschuttsschicht steht, steckt sogar ein älterer Pfeilersockel. Dieses Bild mannigfacher Zerstörung der Brücke ergänzen Balken- und Bretterstücke über der Sohle des nordöstlichen Halsgrabenzuges, die vermutlich von diesem Steg stammen ⁹⁾. Die 1946 erstellte neue Brücke verläuft an Stelle der alten, doch ist sie tiefer als diese und mit einer leichten Steigung gegen die Burg hin angelegt worden. Anstelle der ehemals bis unter die Brückenbohlen aufgemauerten Pfeiler stehen heute wenigstens auf die ursprünglichen Pfeilerfundamente abgestützte Balkenverstreben. Da auch die einst als burgseitiges Widerlager der Brücke benützte Südmauer des Torbaus nicht mehr aufgeführt wurde, musste an ihrer Statt über modernem Befonsockel eine weitere Balkenverstrebung erstellt werden.

Der Torbau (Plan Raum VII).

Auf Meyers Zeichnung ist ersichtlich, dass die einstige Brücke ungefähr auf der Höhe der modernen Ringmauerkrone, aber vor dieser in einen Torbau (VII) mündete, von dem nur die Fundamente erhalten sind. Dieser Torbau stand bereits über dem steilen Felshang im Schutze des Bergfrieds, an dessen Ostmauer er sich anschloss. Er hatte eine lichte Breite von 2 m und eine Länge von ca. 5,5 m, erweckte also im Innern den Eindruck eines schmalen Ganges, den zu passieren für einen Eindringling nicht verlockend gewesen sein muss, sass er doch, bevor er hinter die Ringmauer gelangen konnte, hier in einer Falle drin: Hinter ihm lag die den Turmverteidigern völlig ausgesetzte schmale Brücke, zur Linken stieg das Mauerwerk des Turmes hoch, zur Rechten die Torbau-

⁹⁾ Nach Mitteilung von Dr. E. Neuweiler von der Eidg. landw. Versuchsanstalt Oerlikon, der sämtliche Holzfunde von Dübelstein bestimmt hat, handelt es sich hier um grössere Eichen- und Kiefernbalcken, um kleinere Buchenbalcken und um Weissstannenbretter.

mauer, die als exponierte Aussenmauer der Anlage 1,5 m stark war. Der Torbau besass offenbar ein Obergeschoss; das zeigt ein Mauerschlitze über dem Tor an, von dem aus sich der Eingang notfalls auch verteidigen liess. Durch eventuelle Oeffnungen in der Diele dieses Geschosses konnte ein Eindringling auch von oben gefasst werden, und von vorn stellten sich ihm die Burgknechte entgegen. Anlässlich der Sicherung wurde die Ostmauer des Torbaus in drei Stufen zur Tiefe geführt, ein Notbehelf, welcher die einst kompakte Mauer, die wohl bis auf die Krone der nach Nordosten anschliessenden Ringmauer auftragte, nur dürftig andeutet.

Die Mauerzüge innerhalb der Ringmauer.

Durch diesen Torbau und einen Einlass in der Ringmauer gelangte man hinter den Bering. Haben wir in Burgweg, Brücke und Torbau, in Halsgraben, Bergfried und Ringmauer Anlagen zu erblicken, die in ihrem Grundplan wohl aus der Gründungszeit der Burg, also aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen und in einem Zug erbaut worden sind, so trifft das für die meisten Bauten innerhalb des Bering sicher nicht zu. Auch bietet die genaue Deutung dieser Wohn- und Oekonomiegebäude erheblich mehr Schwierigkeiten als die Zweckbestimmung der charakteristischen Teile der Wehrarchitektur. Auf dem 280 m² grossen Platz hinter der Ringmauer lassen sich heute ausser dem Sodbrunnen vier Mauerzüge erkennen. Zu ihnen gehörten noch ein fünfter und sechster, die bei der Ausgrabung festgestellt, bisher aber nicht rekonstruiert worden sind: die Südwestmauer des Küchenbaues (Plan Raum II) und das Böschungsmäuerchen nordwestlich neben dem Palaseingang (Plan Raum I). Mit Ausnahme der Palasmauern stehen die Mauerzüge im Bering weder untereinander noch mit Turm- und Ringmauer in Verband, auch zeigen sich z. T. bedeutende Strukturunterschiede. Dies berechtigt, die Mauern verschiedenen Bauperioden zuzuweisen, was durch die unterschiedliche Höhe der heutigen Kronen, resp. Zementplatten angedeutet ist. Mit der Ringmauer, an die sich alle Bauten anlehnen, bildeten die sechs Mauerzüge schliesslich insgesamt vier Gebäude, die einen Burghof (Raum III) dreiseitig umrahmen und die heute wieder auf Erdgeschoss- resp. Kellerbodenhöhe planiert sind.

Der stark und tief zerklüftete Sandstein- und Mergelfels war

ursprünglich von einer lehm-sandigen Schicht mit erratischen Materialeinschlüssen überdeckt. Im Zusammenhang mit der Ueberbauung der Felskuppe wurde diese stellenweise entfernt oder — besonders vom nördlichen nach dem südöstlichen Teil des Burgplatzes — verlagert, der Fels abgeplattet und die Klüfte z. T. ausgefüllt. So stehen denn Ring- und Innenmauer-Fundamente teilweise auf Fels, teilweise auf dieser lehmig-sandigen Schicht, an einer Stelle (Plan Raum X) sogar auf einer Brandschutteinfüllung mit Kachelfragmenten aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Der Palas (Plan Raum I).

Der älteste Bau innerhalb des Berings, der Palas (I), erhob sich in der von der Angriffsseite am meisten abgewendeten und ob dem nordöstlichen und nordwestlichen Steilhang wohlgeschützten Nordecke. Auf zwei Seiten war die Ringmauer zugleich dessen Hausmauer, die zwei 80 cm mächtigen Mauerzüge gegen den Burghof sind auf und z. T. an den künstlich abgearbeiteten Fels gestellt. Eine in den Fels gehauene, aber unbenützte Fundamentgrube (Plan Raum IX) zeigt, dass der Bau über einem Rechteck geplant, jedoch über einem Trapez ausgeführt wurde. Der Felsboden liegt hier 2—3 m tiefer als das sonstige Niveau der Wohn- und Oekonomiegebäude. Das Mauerwerk ist unter Verwendung relativ gut behauener und grosser Sandsteine regelmässiger geschichtet als anderswo auf Dübelstein, es trug innen einen Kalkverputz. Noch blieb in der Südwestmauer die Schwellen- und untere Gewändepartie eines 1,5 m breiten Türloches mit Innenfalz erhalten, das einst sicher nicht so hoch war, wie dies seit der Restaurierung den Anschein erweckt. Was man hier heute noch sieht, ist der in den Waldmanninventaren von 1489 genannte «untere Keller», wo im nahen einstigen Weingarten reifender Dübelsteiner Schlosswein eingelagert wurde¹⁰⁾. Ein unter der nordöstlichen Ringmauer durchführender Felsspalt mag einst das Abwasser aufgenommen haben.

Ueber diesem erstklassigen Keller von 38 m² Flächeninhalt mögen sich einst wenigstens zwei Wohngeschosse erhoben haben,

¹⁰⁾ 1489 lagen hier fünf Fässer. Der Ertrag des Weingartens betrug 1489 100 Eimer, also mehrere tausend Liter. Neben dem «untern» muss auf der Burg auch ein «oberer Keller» gelegen haben, doch lässt sich dieser nicht genauer lokalisieren.

deren unteres wohl auf dem gleichen Niveau wie der Schlosshof lag und von diesem aus direkt zugänglich war. Die Wohnböden enthielten zur Waldmannzeit wenigstens zwei Stuben, eine bis zwei Schlafkammern, zwei Erker und eine Laube, d. h. wohl eine Hausflur, vielleicht auch Küche und Vorraum. Die Verteilung der Räume auf die verschiedenen Stockwerke lässt sich nur vermuten. Der obere Boden mag die obere Stube, eine geräumige Laube und von dieser aus zugänglich zwei Erker enthalten haben. In den Erkern standen merkwürdigerweise drei Betten. Das Erdgeschoss umschloss eine Schlafkammer mit vier Betten sowie die «untere Stube», d. h. den Essraum mit zwei Tischen, Essigfass und Brotkorb. Zahlreiche Kachelfunde aus verschiedenen Stilperioden legen noch heute Zeugnis ab von den auf mehrere Räume in verschiedenen Gebäuden verteilten Öfen¹¹⁾. Die Obergeschosse der Wohnhäuser sind in vielen Burgen in Fachwerk aufgeführt; diese Auffassung machte sich, ohne dass für oder gegen die Annahme Belege vorhanden wären, der Erbauer des Modells auch für Dübelstein zu eigen.

Dieser älteste Wohnbau, auf den aus den Waldmannakten ein dürftiges Licht fällt, ist von der Brandkatastrophe vom 27. Mai 1611 ganz besonders betroffen worden. Der Brandherd, jener Ofen, auf dem eine Magd Werch trocknete, stand wohl in einer der beiden Palasstuben. Der Brandschutt konnte bei der Ausgrabung mehrfach durchwühlt, rings um die Innenseiten des Palasses, unberührt vor allem am Hang gegen das Schlossbachtobel festgestellt werden. Dementsprechend traten auf dem Burgplateau neben dem gewöhnlichen Mauerschutt mehr nur Fenster- und Türgewändefragmente, sowie ganze Schichten zersprungener Hohl- und Flachziegel zu Tage, während in den längst nicht völlig untersuchten Schuttschichten am Nordwesthang neben zahlreichen Keramik- und Ofenkachelfragmenten Metallgeräte und selbst Schmuckgegenstände gefunden wurden — Reste einstigen Besitztums des letzten Schlossherrn zu

¹¹⁾ Der Versuch, die Räume genauer zu lokalisieren, geht von der Voraussetzung aus, dass sie das Waldmanninventar in der Reihenfolge ihrer Lage (Turm, Palas, oberstes bis Erdgeschoss, Küchenbau, Keller unter Palas mit eigenem Zugang vom Hof, Stall) aufzählt. In den Erkern — d. h. geschlossenen und meist über das Mauerwerk vortragenden Anbauten — der Wohngebäude waren üblicherweise die Aborte eingerichtet. Dass sich auf Dübelstein in den Erkern Betten befanden, lässt vermuten, dass dem Wort hier eventuell nicht die allgemein übliche Bedeutung zugrunde liegt. Das Modell, das die Erker übrigens im Erdgeschoss lokalisiert, zeigt kleine Aborterker.

Dübelstein, des königlichen französischen Kammerherrn Ritter Marx Escher.

Der Küchenbau (Plan Raum II).

Das Waldmanninventar nennt ja auch die Küche samt Vorplatz: mit allem Vorbehalt darf man sie wenigstens für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts im südöstlichen Anbau an den Palas vermuten, da in dessen Nordecke eine Tannenbalken- und Bollensteinlage von 1,6 auf 2,4 m Fläche sowie brandgerötete Mauern aufgedeckt wurden. Sind das vielleicht Trümmer von Herd und offenem Kamin? Dieser Küchenbau liegt z. T. auf einer Brandschuttfüllung (Plan Raum X), gehört also zu den jüngsten Gebäuden auf Dübelstein. Leider lässt er sich an Ort und Stelle nicht sofort erkennen, da seine Südwestmauer nicht mehr rekonstruiert worden ist. Vor dem 25 m² grossen ein-, eventuell zweistöckigen Bau, der zu ebener Erde oder in einem Obergeschoss auch die Mädekammer mit zwei Betten umschlossen haben könnte, war der Boden, vermutlich unter vorspringendem Dach, mit rechteckigen Backsteinplatten belegt. Dort, «vor der Kuchy» stand 1489 ein Kästchen, während die Plünderer in der Küche selbst wenigstens einige Häfen, Kessel, Pfannen, Kübel und Fässer, sowie Schaumkelle, Dreifuss und Rost belassen hatten ¹²⁾.

Das Oekonomiegebäude (Plan Raum V).

Es ist nicht leicht, den südöstlich an den Küchenbau anschliessenden Beringbezirk, der sich als längliches Vieleck von ca. 50 m² Flächeninhalt der ganzen südöstlichen Ringmauer entlang bis zum Turme zieht, in seiner Bedeutung zu erklären. Er war wohl überdacht, dafür sprechen Reste von Mörtelverputz und Backsteinplattenboden wie auch die 1 m breite Steinschwelle in der Nordwestmauer gegenüber dem Torbau. Sicher wissen wir nur, dass er die Wasserversorgung der Burg enthielt, und dass der Zugang vom Burgtor zum Burghof durch dieses Gebäude hindurch erfolgt

¹²⁾ Ein Teil der auf Dübelstein gefundenen Knochen mögen von Küchenabfällen herrühren. Prof. Dr. B. Peyer, Dr. E. Kuhn und J. Rüeger vom Zoologischen Museum der Universität Zürich haben den gesamten Knochenbestand untersucht. Der eingehende Bericht kommt u. a. zum Schluss, dass Rind und Schwein stark hervortreten, während Wild und Geflügel spärlich vertreten sind. Es wurden festgestellt Reste von Katze, Hund, Pferd, Schwein, Ziege, Schaf, grossem Rind, kleinem Rind, Huhn, Gans, Hase, Dachs, Iltis, Fuchs, Hirsch, Reh.

ist. Die Waldmannakten lassen erkennen, dass Heu und Emd, vermutlich auch Haber im Schloss Dübelstein selbst verwahrt wurden; auch nennen sie in einem Zug mit Turmkammern und Stuben, Küche und Keller einen Stall, wo 1489 fünf Kühe und vier Kälber standen. Lagen dieser Stall sowie die Futtervorräte — wie dies der Wortlaut der Akten wahrscheinlich macht — wirklich innerhalb des Berings und nicht im sogenannten Burghof jenseits des Wehrgrabens, dann kommt dafür nur dieser Platz in Frage. Stall, Scheune, Brunnen und vielleicht auch Geflügelhof mit zwei Pfauen unter einem Dach: wir haben ein sicher zweistöckiges Oekonomiegebäude vor uns. Maueranschlüsse und -strukturen zeigen, dass es nicht aus der Gründungszeit der Burg stammte und dass es jünger war als der Palas (I), aber älter als der Küchen- und der Saalbau (II, IV).

Der Saalbau (Plan Raum IV)

Der vierte und letzte Bau (IV) von 52 m² Flächeninhalt lehnte sich an den südwestlichen Ringmauerzug an und war vom Burgeingang im Oekonomiegebäude aus zugänglich. Es fanden sich hier Reste eines Backsteinbodens und in der Nordecke Ruinen von 1,7 auf 2,1 m Flächeninhalt, die einem Herd, Backofen oder Ofen zugehörten. Der z. T. bis auf eine Höhe von 70 cm erhaltene Unterbau bestand in den tiefsten Lagen aus alten wohlbehauenen Sandsteinquadern und Gewändefragmenten, darüber lagerte vor allem in der Nordecke ein Backsteinmantel mit Spuren von Luft- oder Rauchabzügen. Auch die Feuerungsstelle, ein glattgestrichener Lehmbooden, war z. T. vorhanden. Die Fundamentlage ist heute noch sichtbar, allerdings wurden anlässlich der Sicherung einzelne interessante Baufragmente durch weniger typische ersetzt¹³⁾. Die Waldmannakten, welche zur Klärung der Bedeutung aller übrigen Bauten so wertvoll sind, nehmen auf diese Gebäude mit der Feuerstelle nirgends Bezug, auch weisen die Einzelfunde eher in die Zeit nach Waldmann. Mit allem Vorbehalt darf man es ins 16. Jahrhundert datieren und damit als das jüngste Bauwerk der Burg erklären. Es war vielleicht ein einstöckiger und einräumiger Saalbau, der an Stelle der zu kleinen Stuben des Palas die Gäste

¹³⁾ Das 1891 errichtete und 1943 entfernte Waldmannndenkmäl war über dieser Feuerstelle errichtet.

der letzten Schlossherrn versammelte. Starke Brandspuren an der Nordostmauer weisen daraufhin, dass der Brand von 1611 auch auf diesen Teil der Burg übergegriffen hat.

Der Burghof (Plan Raum III)

In der Frühzeit des Dübelstein war der Palas der einzige Steinbau innerhalb des Berings. Umso weiter dehnte sich der Burghof aus, wo ausser dem Sodbrunnen höchstens leichtere Oekonomiegebäude gestanden haben können. Mit zunehmendem Platzbedürfnis verkleinerten jedoch die Burgherren den Hof zugunsten von Küchen-, Oekonomie- und Saalbauten immer mehr, bis er schliesslich auf einen gut 60 m² grossen mit Bollensteinen gepflasterten Raum im Zentrum (Plan Raum III) beschränkt blieb, der im Gegensatz zu heute einst auf gleicher Höhe planiert war wie der Erdgeschossboden des Oekonomiegebäudes. Der Hof vermittelte den Zugang zu den verschiedenen Gebäuden: Ueber eine Steinschwelle gelangte man ins Oekonomiegebäude (V), von dort durch den Torbau auf Brücke und Burgweg. Gegen den Keller unter dem Palas (I) senkte sich der Hof um mehr als 2 m. Eine nach der Ausgrabung nicht wieder erstellte Böschungsmauer begleitete die Holz- oder Steintreppenstufen zur Kellerschwelle hinunter. Vermutlich waren das erste Palasgeschoss (I) und der Küchenbau (II), nicht aber der Saalbau (IV) vom Hof her zugänglich.

Die Wasserversorgung (Plan Räume XI und VIII).

Auf vielen Burgen ist die Frage der Wasserversorgung nicht so gut gelöst worden wie auf Dübelstein. Es kann sein, dass das Wasser anfänglich im exponierten südöstlichen Burggraben geschöpft werden musste. Im burgseitigen Teil der Grabensohle, zu Füssen des Felsens und des Torbaues (VII) konnte nämlich nahe dem ersten Brückenpfeiler ein einerseits in den Fels eingetiefter und anderseits auf Eichenbohlen aufgemauerter vermutlich quadratischer Schacht (XI) von 1,5 m Seitenlänge wenigstens angeschnitten, bisher aber nicht genauer untersucht werden. Entlang einer undurchlässigen Molasseschicht sammelt sich dort noch heute Wasser an ¹⁴⁾.

¹⁴⁾ Eine genaue Untersuchung dieser und zweier anderer Mauerzüge südöstlich und nordöstlich des ersten Brückenpfeilers bei der Burg (Plan Räume XI,

Dass die Burgherren keine Mühe scheuten, an Stelle dieser in Fehdezeiten kaum benutzbaren Wasserversorgung eine dem Feind unerreichte innerhalb des Berings zu schaffen, ist wohl verständlich. So entstand im Burghof, und zwar im damals noch nicht überbauten Raum des späteren Oekonomiegebäudes (Plan Raum V), der Sodbrunnen (Plan Raum VIII). Hinunter durch den ganzen Burgfelsen bis auf die wasserführende Molasseschicht der Grabensohle wurde ein sich zutiefst birnförmig erweiternder Schacht von 1,5 m oberem Durchmesser gebrochen. Ist er zuoberst ca. 2 m hoch ausgemauert¹⁵⁾, so führt er abwärts mehr als 12 m im blossen Sandsteinfels zur Tiefe. Nach dem Untergang der Burg ist er mit Bauschutt, in dem auch manch interessanter Einzelfund zutage trat, aufgefüllt und seither vergessen worden. Im Volksmund aber gab die Erinnerung an den geheimnisvollen Schacht offenbar Veranlassung zu der Sage vom unterirdischen Verbindungsgang nach dem 3 km entfernten Frauenklösterchen Gfenn jenseits der Glatt. In den untersten Partien ist der Sod leider noch nicht untersucht, doch hört man in seiner Tiefe wieder das Wasser rauschen, das man ehemals wohl vermitteltst Haspel und Seil zu Tage förderte.

Gutsbetrieb und Einkünfte der Burgherren.

Die Waldmannsakten geben auch einige Anhaltspunkte über den zur Feste Dübelsstein gehörenden Gutsbetrieb, wie er allenthalben die unmittelbare Ernährungsquelle der feudalen Burgherren bildete. Ein naher Wein- und ein Baumgarten, eingezäuntes Wiesland sowie der Stall scheinen vom Burggesinde selbst besorgt worden zu sein. Der sogenannte Burghof mit Umgelände, den man im Weiler Dübelsstein vermuten darf, lag in Händen eines Lehensmannes, der auch zu Diensten auf der Burg verpflichtet blieb¹⁶⁾.

XV, XVI), die nur ein Stück weit aufgedeckt, nicht aber untersucht und gedeutet werden konnten, wäre sehr erwünscht.

¹⁵⁾ Die erst anlässlich der Sicherungsarbeiten auf die heutige Höhe der Nordwestmauer des einstigen Oekonomiegebäudes (V) aufgemauerte Umfassungsmauer des Sod läuft mit den ursprünglichen Mauerlagen im Nordwesten unter eben diese Nordwestmauer. Dies zeigt, dass der Sod älter ist als das Oekonomiegebäude.

¹⁶⁾ Der 1942 am südlichen Rand des Dübelssteiner Plateaus gegen das Mettentobel hin entdeckte hölzerne Brunnentrog und die dortigen Reste eines Holzbaues, die vielleicht ins 16. Jahrhundert zu datieren sind, lagen vermutlich einst im Bereich des zur Burg gehörenden landwirtschaftlichen Betriebes.

Und dann waren ja die Herren auf Dübelsein meist auch Inhaber der niederen Vogtei zu Dübendorf und Aesch, von Holzgerechtigkeiten am Wassberg, von Fischrechten in der Glatt; sie besaßen neben weiter entfernten Gütern auch Höfe in der näheren Umgebung, wie Geeren und «am Werd» zu Dübendorf. Alle diese Rechts- und Besitzansprüche führten ihnen jährlich beträchtliche Bar- und Naturalgaben zu. Bürgermeister Hans Waldmann vor allem, der zwar nur während zweier Jahre über Dübelsein gebot, eine recht kurze Spanne in der rund 400-jährigen Geschichte von Schloss und Herrschaft Dübelsein, hat es verstanden, diesen Besitz durch zahlreiche Erwerbungen zu verdichten und abzurunden.

*

Viel weniger als an Waldmann sollen die dem Wald, dem Schutt und damit der Vergessenheit wieder entrissenen Ruinen der Feste Dübelsein heute an eine entscheidende Periode unserer Landesgeschichte, an Feudalismus, Rittertum und Burgenbau erinnern. Dübelsein ist ja die bisher einzige Burganlage nicht nur in der Umgebung Dübendorfs, sondern auch im näheren Umkreis der Stadt Zürich, die dank grosszügiger Ausgrabungen und umfassender Konservierungsarbeiten jedem Freund der Heimatgeschichte einen unmittelbaren und klaren Einblick in die Wesensart des Hoch- und Spätmittelalters gewähren.

Zur Geschichte der Ortsplanung unserer Gemeinde

Von Gemeindepräsident Hans Gossweiler, Dübendorf

Am 9. Dezember 1909 wurden durch Beschlüsse der Gemeindeversammlung beziehungsweise des Regierungsrates Gemeindeteile südlich der Bahnlinie und am 10. August 1911 Teilgebiete nördlich der Bahnlinie dem Baugesetz für Ortschaften mit städtischem Charakter in beschränktem Umfange unterstellt. (Zürcherisches Baugesetz, § 1, Absatz 2.)

Auf Grund dieses Beschlusses wurde in der folgenden Zeit ein Bebauungsplan ausgearbeitet, der am 8. Dezember 1912 die Genehmigung erlangte. Er blieb während Jahrzehnten die Richtlinie für den Ausbau vieler Strassenzüge und hat der Gemeinde gute Dienste geleistet.

Der Bau des Militär- und des Zivilflugplatzes und auch die Entwicklung verschiedener Industrien bewirkten ein sprunghaftes äusseres Wachstum des Dorfes. So musste am 13. Dezember 1931 das gesamte Gemeindegebiet dem Baugesetz in vollem Umfange unterstellt werden, und mit der Genehmigung der Bauordnung vom 3. November 1933 wurden der Behörde weitere nützliche Mittel für die Lenkung der Bautätigkeit in die Hand gegeben.

In der neuesten Zeit scheint Dübendorf, durch die Stadtnähe beeinflusst, in eine noch rapidere Entwicklungsperiode eingetreten zu sein. Die Erkenntnis drängte sich auf, dass der alte Bauplan und die alte Bauordnung den Erfordernissen der heutigen Planung und der neuesten Entwicklung nicht mehr zu genügen vermögen. Aus diesem Grunde beschloss der Gemeinderat im Jahre 1945, einen neuen Bebauungsplan mit Bauordnung zu erstellen, der nach seiner Vollendung der Gemeindeversammlung zur Beschlussfassung und dem Regierungsrat zur Genehmigung unterbreitet werden soll.

So wie die Eltern mit starker Hand in der Erziehung ihrer Kinder eingreifen müssen und ihnen aber gleichzeitig in Einzelentscheidungen oft ihre Freiheit lassen, so ist es Pflicht der Behörde, mit der Planung die bauliche Entwicklung des Dorfes zu lenken, zu überwachen und zu korrigieren. Wie wir uns für ein gedeihliches Heran-

wachsen unserer Jugend verantwortlich fühlen, so empfinden wir es auch als unsere Aufgabe, das Wachstum unserer Gemeinde in gesunde Bahnen zu lenken. Denn unser Dorf ist unsere und unserer Kinder Heimat.

Mit der Erstellung des Bebauungsplanes wurde die Arbeitsgemeinschaft Gebrüder Gossweiler, Technisches Büro, Dübendorf, und Architekt O. Stock, Zürich, beauftragt. Der Entwurf, der in Verbindung mit dem Gemeinderat und der erweiterten Baukommission ausgearbeitet wurde, befindet sich gegenwärtig im Stadium der endgültigen Bereinigung. Es ist damit zu rechnen, dass dieses Werk im Jahre 1948 Rechtskraft erhalte.

Selbstverständlich wird die Öffentlichkeit zur gegebenen Zeit durch Versammlungen und Publikationen weitgehend orientiert. In diesem ersten Heimatbuch legt Herr Architekt Stock die Prinzipien der neuen Ortsplanung im allgemeinen und für unsere Gemeinde im speziellen dar, was als eine erste Aufklärung über den für unser Dorf so bedeutsamen Fragenkomplex gedacht ist.

Ortsplanung und Bebauungsplan

Von Architekt Oskar Stock, Zürich

Es wird heute so viel von Planen gesprochen, dass es nicht unzeitgemäss erscheint, wenn im Heimatbuch 1947 von unserer Ortsplanung die Rede sein soll. Ein grosser Teil der Leser ist sich wahrscheinlich kaum völlig klar darüber, was unter Ortsplanung zu verstehen ist und fragt sich wohl, was in Dübendorf eigentlich geplant werden soll.

Wenn wir von Ortsplanung sprechen, so verstehen wir darunter das «in-Uebereinstimmung-bringen» der verschiedenen allgemeinen und privaten Bauinteressen in der Gemeinde. Wir müssen uns dabei aber klar sein darüber, dass es keine Planung gibt, die nicht gewisse Opfer verlangt, das einmal von diesem, das andermal von jenem. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass die Interessen der Allgemeinheit direkt oder indirekt die Interessen jedes Einzelnen sind. Nur zu oft erleben wir es, dass grosse Worte über Opferbereitschaft gesprochen werden. Aber leider geht sie allzu oft nur so weit als es den lieben Nachbarn betrifft.

Warum soll für Dübendorf ein neuer Bebauungsplan erstellt werden? Nicht nur, weil der heute noch gültige Plan den Bedürfnissen und Gesichtspunkten einer neuzeitlichen Ortsplanung nicht mehr entspricht. Denn ein Bebauungsplan soll und muss nach einer gewissen Zeitspanne den neuen Bedürfnissen und Entwicklungen angepasst werden. Auch ein anderer Grund mag im Jahre 1945 dem Gemeinderat den Anlass dazu gegeben haben, einen neuen Plan ausarbeiten zu lassen:

Seit der Eingemeindung von Schwamendingen und Oerlikon im Jahre 1934 ist Dübendorf unmittelbar Vorort der Stadt Zürich geworden, einem Gemeinwesen, das sich in den letzten Dezennien ausserordentlich stark entwickelt hat. So sehen wir heute, dass unmittelbar an der Gemeindegrenze grosse Wohnkolonien erstellt werden. Das verfügbare Bauland auf Stadtgebiet wird immer kleiner und seltener. Es kann daher nur eine Frage der Zeit und der Verkehrsverbindungen sein, wann sich diese Entwicklung auch auf Dübendorf ausdehnen wird.

Diese zu erwartende Entwicklung in geordnete Bahnen zu lenken, das soll die Aufgabe des neuen Bebauungsplanes sein.

Bevor aber an die Ausarbeitung eines Planes geschritten werden kann, ist die Kenntnis der bisherigen Entwicklung der Gemeinde erforderlich. Ferner ist es unerlässlich, einen möglichst genauen Nutzungsplan aufzustellen, d. h. einen Plan, aus dem hervorgeht, wie der Grund und Boden des gesamten Gemeindegebietes heute genutzt wird. Dieser Inventarplan bildet eine der Grundlagen für die Bearbeitung der Aufgabe.

Die bauliche Entwicklung bis heute

Wir wissen, wie sich Dübendorf, wie übrigens fast alle Gemeinden in der Stadtnähe, vom Bauerndorf allmählich in eine typische Industrie- und Vorortgemeinde entwickelt hat. Abgesehen von den mehr oder weniger selbständigen Weilern Gfenn, Hermikon, Gockhausen, Stettbach, Wil als grössten und, wenn Sie wollen, auch noch Kriesbach, reihten sich die alten Bauernhäuser von Dübendorf der heutigen Zürichstrasse, der Wallisellenstrasse, der Bahnhofstrasse, der Strehlgasse und der Oberdorfstrasse entlang auf. Nördlich der Glatt befanden sich mit Ausnahme der oben erwähnten

Weiler nur noch vereinzelte Bauernbetriebe. Wenn wir noch von einem eigentlichen alten Dorfkern sprechen wollten, so könnte es sich nur noch um das Gebiet an der Wallisellenstrasse und Bahnhofstrasse handeln. Aber diese einstigen Bauernhäuser sind meist schon längst keine «Gehöfte» mehr, ihre Bewohner sind keine Bauern, sondern Arbeiter und Kleingewerbetreibende.

Zwischen diesen alten Bauernhäusern haben sich neue Häuser eingemischt, Wohn- und Geschäftshäuser, die einen ganz anderen Ausdruck und Masstab besitzen und dadurch eine architektonische und städtebauliche Harmonie vermissen lassen. Aber auch vom rein baulichen Zustand aus beurteilt, sind die meisten dieser alten Häuser nicht mehr erhaltenswert. Dem gleichen Schicksal, wenn auch vielleicht etwas langsamer, werden diejenigen an der Zürichstrasse folgen, die, inmitten des zukünftigen Wohngebietes, einer Neu-Ueberbauung allmählich weichen müssen.

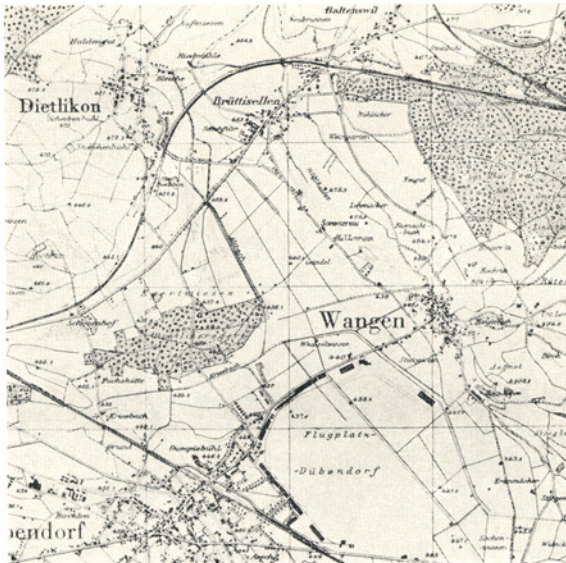
Dagegen sollte der Kern von Wil in seinem heutigen Charakter geschont werden. Mit Kirche und Friedhof bildet er, am Rande der projektierten Wohnbauzone, den alten bäuerlichen Dorfkern. Keine schnurgeraden Baulinien sollen diesen Charakter stören! Auch wenn der Wilerbach, nach dem Projekt des Kantons, eventuell eingedolt oder verlegt werden sollte.

In der Aufreihung der Bauernhäuser längs den Strassen mag auch der Grund liegen, warum bis neueren Datums auf der linken Seite der Glatt keine Siedlungen in Form von neuzeitlichen Wohnkolonien anzutreffen sind, wie dies nördlich der Glatt der Fall ist. Die vielen, meist schiefwinklig zu den Strassen verlaufenden Grundstückparzellen um die Bauernhäuser haben ein grosszügiges Arrondieren des Landes, wie dies für eine grössere Kolonie notwendig ist, verunmöglicht. Es konnten daher nur vereinzelte Grundstücke dazwischen überbaut werden. Darin liegt der Grund, warum das Dorfbild auf dieser Seite der Glatt vom städtebaulichen Gesichtspunkt aus betrachtet etwas Zufälliges und Uneinheitliches aufweist. Dafür kann heute aber niemand beschuldigt oder gar verantwortlich gemacht werden, denn eine Bauordnung allein, und wenn sie noch so gut gewesen wäre, hätte diese Entwicklung nicht verhindern können. Aber es ist sehr wichtig, dass wir die Dinge sehen, wie sie sind, denn nur dann sind wir in der Lage, Mittel und Wege zu finden, um allfällige Fehler und Mängel für die Zukunft auszuschalten.



Entwicklung Dübendorfs und seiner Umgebung

Um 1850

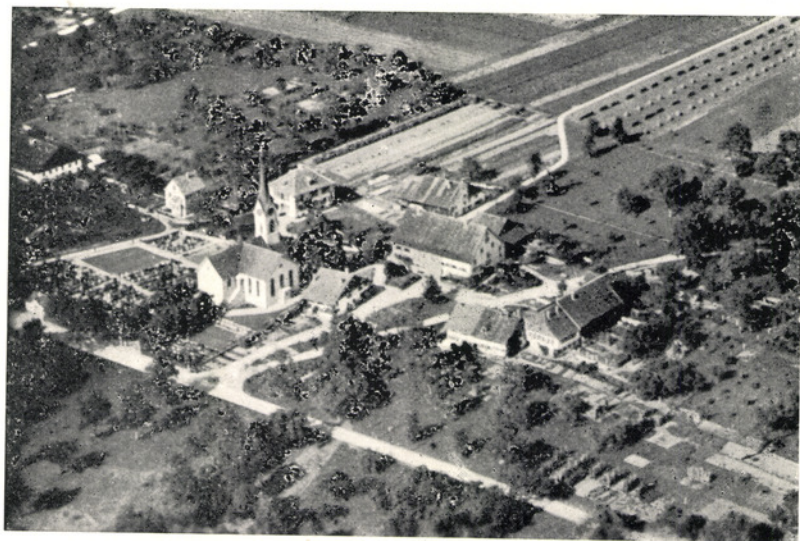


Um 1935

Die Dörfer wuchsen den ihnen zunächst gelegenen Bahnstationen entgegen. Die neue bauliche Entwicklung Dübendorfs wurde teilweise durch die Entstehung des Flugplatzes beeinflusst. (Der Dissertation von Ernst Winkler aus Wangen entnommen. «Veränderungen der Kulturlandschaft im zürcherischen Glattal», Zürich, 1936.)



Dübendorf in den Dreissigerjahren.



Der Dorfkern von Wil soll erhalten bleiben.
(Aufnahmen der Swissair-Photo A.-G., Zürich.)

Denn wir müssen uns immer wieder bewusst sein, dass wir nicht für die heutige, sondern für die nächsten Generationen planen und gestalten.

Dies gilt vor allem auch für die bauliche Erneuerung der Bahnhofstrasse. Alles deutet daraufhin, dass diese sich zu einer neuzeitlichen Ladenstrasse entwickeln wird. (Siehe Bilder!) Eine Skizze zeigt, wie wir uns diese Strasse im Endausbau vorstellen könnten. Selbstredend hat es nicht die Meinung, dass dieses Bild von einem Jahr auf das andere entstehen wird oder soll. Es ist uns absolut klar, dass dies sich nur im Verlaufe von Jahren und ganz allmählich, Stück für Stück, bilden kann. Aber es ist ebenso klar, dass wir uns heute schon eine Vorstellung von der zukünftigen Entwicklung machen müssen — denn dies ist ja schliesslich der Zweck der Aufgabe — wenn wir neue Vorschriften und Bestimmungen für die Gestaltung der Ortschaft und damit des Landschaftsbildes aufstellen wollen. Wir müssen jedem Eigentümer einer Liegenschaft, der aus irgend einem Grunde eine bauliche Erneuerung vornimmt, sagen können, wie er bauen soll, damit sich sein Gebäude organisch in die Gesamtüberbauung eingliedern wird. Gewisse Uebergangsstadien werden dabei kaum zu umgehen sein, aber auch hierüber soll man sich von vornherein im klaren sein.

Auf der nördlichen Seite der Glatt finden wir geordnete Quartierbildungen und einheitlich durchgebildete Kolonien und Siedlungen. Dies war hier möglich, einmal weil sich hier keine Anhäufungen von Bauernhäusern befanden und auch weil hier die Entwicklung des Flugplatzes und die Nähe der Bahnstation bestimmend wirkten (zunehmender Pendelverkehr nach Zürich).

Mit der Erwähnung der Industrie, die sich, mit Ausnahme der oberen Mühle, westlich des Dorfes der Glatt entlang (Ausnützung der Wasserkraft) ansiedelte, hätten wir somit in groben Zügen das Bild des Inventarplanes entworfen. Dieses wäre aber unvollständig, wenn wir nicht die Verkehrsverhältnisse auch noch kurz berührten.

Die heute noch einspurige SBB befördert täglich 400 sogenannte Pendler, das heisst Arbeiter und Angestellte, die auswärts, zur Hauptsache in Zürich und Oerlikon, ihre Arbeitsstätte haben. Der Ausbau der Linie auf Doppelspur ist geplant und soll zur Ausföhrung gelangen, sobald der Verkehr durch den Oerlikoner Tunnel irgendwie entlastet werden kann.

Im Strassenverkehr hat der Bau der Ueberlandstrasse im Jahre 1925 eine starke Verbesserung gebracht, wurde doch dadurch der Niveau-Uebergang beim Bahnhof mit seinen Gefahren eliminiert, und der grösste Teil des Durchgangsverkehrs Zürich—Uster, der früher diagonal die Ortschaft durchquerte, vom Zentrum ferngehalten.

Ueber die Entwicklung der Bevölkerung und deren Struktur gibt Ihnen die Statistik auf Seite 62 Auskunft. Wir sehen daraus, dass die in der Landwirtschaft beschäftigte Bevölkerung stetig abnimmt, diejenige in Industrie, Gewerbe und Handel etc. aber zunimmt.

Für die Ortsgestaltung bietet der Faktor Flugplatz heute keine Probleme mehr, handelt es sich hier doch um eine Entwicklung, die mehr oder weniger als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Die zukünftige Entwicklung

Wir haben einleitend festgestellt, dass es Aufgabe des Bebauungsplanes sei, die zukünftige bauliche Entwicklung der Gemeinde in geordnete Bahnen zu lenken. Dies geschieht in erster Linie in der Erstellung eines Zonenplanes, eines Planes, aus dem hervorgeht, wie der Grund und Boden in Zukunft genutzt werden soll. Da dieser Plan aber, wie früher erwähnt, von Zeit zu Zeit den veränderten Verhältnissen angepasst werden soll, und eine künftige Entwicklung nur auf eine bestimmte Zeit vorausszusehen ist, wird in der Regel eine Gültigkeitsdauer von 20—30 Jahren als Basis angenommen.

Der bestehende und heute nicht mehr genügende Zonenplan vom 3. November 1933 weist vier verschiedene Bauzonen auf: drei Wohn- und eine Industrie-Zone. Auf Grund dieses Planes konnte im Rahmen des Baugesetzes auf dem ganzen Gemeindegebiet gebaut werden.

Ein unbeschränktes Bauen liegt aber keinesfalls im Interesse der Allgemeinheit. Ganz abgesehen davon, dass das Landschaftsbild dadurch im Verlaufe der Zeit einen nie wieder gutzumachenden Schaden nehmen würde, bedeutet es auch für den Gemeindehaushalt, der vom Steuerzahler finanziert wird, einen wirtschaftlich unhaltbaren Zustand. Wäre die Gemeinde doch gezwungen, über-

all dorthin, wo es jemandem gerade einfällt, sein Haus zu bauen, Zuleitungen für Gas, Elektrizität, Wasser und Kanalisation zu erstellen oder zum mindesten einen grösseren Beitrag daran zu leisten. Was das bedeutet, können Sie vielleicht am besten daran ermassen, wenn Sie wissen, dass eine Kanalisationsleitung nur für das Teilstück der Bahnhofstrasse von der Glatt bis zum «Kreuz» heute Fr. 60 000.— kosten würde. Erhebungen in einer Gemeinde in der Grössenordnung von Dübendorf haben zum Beispiel ergeben, dass die Aufwendungen der Oeffentlichkeit für Strassen, Kanalisationen, Gas, Wasser, Elektrizität, Schulhäuser und andere öffentliche Bauten in den vergangenen hundert Jahren umgerechnet pro Wohnung einen Betrag von Fr. 25 000.— ergeben.

Wenn wir diese enormen Kapitalinvestitionen der Gemeinde und damit die Steuerlasten des einzelnen Bürgers vermindern wollen, dann kann das Mittel nur heissen: Begrenzung der Gebiete, in denen in Zukunft gebaut werden darf.

Diese Ausscheidung der verschiedenen Nutzungsgebiete sind im neuen, sorgfältig differenzierten Zonenplan festgehalten.

Sie erfolgt in der Regel gemäss den nachstehenden Gesichtspunkten:

1. nach der bestehenden Nutzung:

d. h. neue Wohnzonen sollen sich möglichst an bestehende anschliessen (Werkleitungen). Zusammenhängende landwirtschaftlich genutzte Gebiete und Betriebe sollen in ihrem Bestand für die Ernährung der Bevölkerung gesichert werden. Hochwertiges Kulturland soll, wenn immer möglich, nicht für Bauzonen in Anspruch genommen werden. Dem Kleingewerbe soll eine genügend grosse Fläche als Entwicklungsmöglichkeit reserviert sein usw.

2. nach den topographischen und landschaftlichen Gegebenheiten:

z. B. die Wohnzonen sollen so gelegt werden, dass günstige Abwasserverhältnisse erzielt werden. Nur gut besonnte Lagen sollen als Wohngebiete erklärt werden. Die zukünftige Bebauung soll auf charakteristische landschaftliche Gegebenheiten Rücksicht nehmen. Diese sind zu schützen und nötigenfalls weiter auszubauen.

3. nach den Verkehrsverhältnissen:

d. h. neue Wohnzonen sollen wohl in der Nähe der Hauptverkehrslineen liegen, aber von denselben nicht beeinträchtigt werden.

Da es sich nicht darum handeln kann, in diesem Stadium der Studien einen genauen Plan zu veröffentlichen, werde ich versuchen, soweit es im Interesse der Aufklärung liegt, Ihnen ein vielleicht etwas genaueres Bild zu geben, ohne der Spekulation vorzeitig Material in die Hände spielen zu wollen.

Zweifellos wird sich die Gemeinde westlich in Richtung Schwamendingen—Zürich baulich am stärksten entwickeln. Erstens weil hier die örtliche Industrie nahe gelegen ist, aber auch deswegen, weil die städtische Autobuslinie heute schon bis fast an die Gemeindegrenze geführt wird und im gegebenen Zeitpunkte bis Dübendorf verlängert werden soll, driftens auch, weil das Gebiet, das für die Pendler in Frage kommt, in Bahnhofnähe, heute schon relativ stark überbaut ist. Die neue Bauzone Richtung Schwamendingen soll jedoch vorläufig in einem gewissen Abstand vom Kämmaterbach abgeschlossen werden, in der Meinung, dass vorerst das genannte Gebiet vollständig überbaut werden soll. Aus diesem Grunde wurde die Fläche zwischen Kämmater- und Sageniobelbach nur als Bauland-Reserve ausgeschieden. Man möchte an dieser Stelle aus landschaftlichen Gründen vermeiden, dass Schwamendingen bzw. die Stadt Zürich und Dübendorf miteinander verschmelzen, wie es z. B. bei den unteren rechten Zürichseegemeinden der Fall ist. Und wenn dieses Gebiet einmal zur Ueberbauung freigegeben werden sollte, dann nur auf Grund einer speziellen Bauordnung und vor allem nach einem einheitlichen, grosszügigen Bebauungsplan mit grossen Grün- und Freiflächen, wie es der neuzeitliche Städtebau vorsieht.

In südlicher Richtung soll die Bauzone ungefähr in der Linie Sekundarschulhaus—Hoffnung—Stettbach vorläufig begrenzt bleiben. In östlicher Richtung bildet die bestehende Bebauung anschliessend an die Siedlung Grützen die Zonengrenze, während nördlich der Glatt der Frickenbuck die Zone abschliessen wird.

Nördlich der Bahnlinie wurde die Wohnzone gegenüber der heutigen Ueberbauung nur unwesentlich zwischen Stägenbuck und Zwinggarten erweitert.

Die übrigen Gebiete ausserhalb der vorerwähnten Zonenbegrenzung sind der landwirtschaftlichen Nutzung reserviert. In diesen Gebieten dürfen nur Bauten erstellt werden, die mit den betreffenden landwirtschaftlichen Betrieben in unmittelbarer Beziehung stehen.

Die Industrie-Zone ist wesentlich kleiner vorgesehen als im letzten Zonenplan und beschränkt sich ungefähr auf das Gebiet nördlich zwischen der Glatt und der Bahnlinie (Geleise-Anschluss.)

Der Zonenplan ist Bestandteil der Bauordnung. Beide zusammen haben Gesetzeskraft nach Genehmigung durch den Regierungsrat. Zu einem neuen Zonenplan gehört also auch eine neue Bauordnung. Diese wird entsprechend dem Zonenplan auch einige Neuerungen aufweisen und vor allem den Differenzierungen desselben folgen. So werden z. B. für die Grenz- und Gebäude-Abstände neue Bestimmungen vorgeschlagen, damit die einzelnen Bauparzellen vernünftiger und rationeller ausgenützt werden können, bei Gewährleistung einer einwandfreien Besonnung. Ferner sollen Mittel und Wege gefunden werden, die eine Ueberbauung grösserer und zusammenhängender Parzellen nach einheitlichem Plan fördern, um auf diese Weise das Landschaftsbild günstig zu beeinflussen. Natürlich verstehen wir darunter nicht nur aufgereihete, monotone Gebilde, sondern lockere, in zwangloser Weise gut durchgebildete Siedlungen, die sich in Material und Farbe gut in die Umgebung einfügen sollen.

Der Verkehr

Zur Industrie-Zone ist ein Industrie-Geleise projektiert, das vorläufig die Ueberlandstrasse westlich der Memphis-Fabrik überqueren soll. Dies kann vom verkehrstechnischen Standpunkt aus sicher nicht als eine ideale Lösung bezeichnet werden. Aber bei der zuständigen kantonalen Stelle hat man darauf hingewiesen, dass mit Hilfe von Lichtsignalen eine weitgehende Verkehrssicherheit bewerkstelligt werden könne. Die weitere Entwicklung des Industriegebietes einerseits und der Durchgangsverkehr andererseits müssen einmal zeigen, ob eine teilweise Verlegung oder gar ein Neubau der Ueberlandstrasse auf die Dauer notwendig werden wird. Jedenfalls soll dafür Sorge getragen werden, dass diese Möglichkeit der Verlegung nicht verbaut wird (Festsetzung von Bau-

linien). Vorgesehen ist die Verlängerung der Ueberlandstrasse nördlich der Bahnlinie in Richtung Zwinggarten—Kriesbach und würde dort in schlanker Linie Strasse und Bahn unterführen und den Anschluss an die heutige Strasse wieder finden bei der Abzweigung der Wallisellenstrasse.

Projektiert ist weiter eine Unterführung der Usterstrasse im «Schörli». Ferner wird eine Unterführung für Fussgänger und Velofahrer in der Nähe der Oskar Bider-Strasse studiert.

Eine weitere diagonale Verbindungsstrasse ist vorgesehen dem heutigen Lauf des Wilerbaches folgend, und zwar von der Birchlenstrasse bis zur Abzweigung des Wilerbaches an der Wilstrasse.

Die Fussgänger-Unterführung beim Bahnhof ist zu schmal und soll in einem späteren Zeitpunkt verbreitert werden. Die gleichzeitige Verlängerung derselben unter der verkehrsreichen Ueberlandstrasse muss näher studiert und ins Auge gefasst werden.

Die landschaftliche Ausgestaltung

Als charakteristische landschaftliche Gegebenheiten sind der Glatflaum mit den ihm zufließenden sieben Bächen, der bewaldete Zürichberg im Süden mit den grossen, auf halber Höhe gelegenen Waldlichtungen Gockhausen und Geeren, sowie der Dietlikoner Aegert im Norden.

Dübendorf hat allen Grund, das schöne Landschaftsbild zu erhalten und zu pflegen, ist es doch seit Jahren eines der beliebtesten Ausflugsziele der erholungsuchenden Stadtzürcher. Der grössere Teil derjenigen, die an Sonntagen ihren «z'Vieri» in Gockhausen, Geeren oder Dübelsstein eingenommen haben, setzt seine Wanderung nach Dübendorf fort, um abends mit der Bahn wieder nach Zürich zurückzukehren. Wieder andere wählen den Weg durch das Sagentobel über Stettbach — Sonnentäl — Bahnhof. Das sind drei typische Wanderroulen:

Stettbach—Sonnentäl—Bahnhofstrasse—Bahnhof

Gockhausen—Zelgli—Bahnhofstrasse—Bahnhof

Geeren—Dübelsstein—Wil—Bahnhof.

Diese Roulen sollten nicht nur als solche erhalten, sondern auch weiter ausgebaut werden. Darunter verstehen wir nicht nur das Anbringen von Ruhebänken an geeigneten Stellen, sondern auch das Pflanzen von schattenspendenden Bäumen und Sträuchern,

die die Route markieren und beleben. In der freien Landschaft braucht es vielfach gar nicht viel, um dieses Ziel zu erreichen, aber leicht kann auch durch unpassende Massnahmen das genaue Gegenteil von dem erzielt werden, was man beabsichtigt hat.

Schwieriger werden die Probleme im Innern der Ortschaft. Auf zwei Abbildungen sehen Sie, wie dies im Zuge der baulichen Erneuerung an der Bahnhofstrasse bewerkstelligt werden könnte. Auf ähnliche Weise sollte die Strasse vom Sonnental bis zum «Kreuz» einst ausgestaltet werden. Als Gegengewicht zu der sich allmählich ausbreitenden Ueberbauung ist weiter notwendig, dass die Bachläufe und vor allem die Ufer der Glatt auf dem ganzen Gemeindegebiet mit einer natürlich wirkenden Bepflanzung versehen werden, wobei die Anlage von starren Alleen zu vermeiden ist.

Eine landschaftliche Veränderung von einiger Bedeutung wird die eventuelle Verlegung des Wilerbaches speziell im Strassenbild von Wil mit sich bringen. Denn gemäss einer Variante des Kantons ist beabsichtigt, den Bach bei der Einmündung des Schlossbaches abzuleiten und beim Schützenhaus vorbei in den Gockhauserbach zu führen. Damit wären wohl die Anstösser in Wil der unliebsamen Sorge der Ueberschwemmungen enthoben, aber die Gefahr, dass der Charakter des Strassenbildes Schaden nehmen könnte, ist gross. Aeusserste Sorgfalt und landschaftliches Einfühlungsvermögen sollen hier begleitend sein.

Als weitere Aufgabe wäre die Erschliessung des Aussichtspunktes auf dem Frickenbuck zu bezeichnen, im Zusammenhang mit der Schaffung einer Wanderwegroute, die vom Dübelsstein über die Buen und über einen neuen Fussgängersteg im Kreis nach dem Frickenbuck—Sonnenberg—Gfenn und Wangen führen würde.

Die öffentlichen Gebäude und Grünanlagen

Eine weitere Aufgabe der Planung ist die Bestimmung der Standorte der künftig zu erstellenden öffentlichen Gebäude und Plätze. Es sind dies:

Schulen,
Kindergärten,
Kirchen und Friedhof,
Sportplatz,
Schwimmbad.

a) **Schulen**: Die bezüglichlichen Besprechungen mit der Primarschulpflege haben für die Zukunft ergeben: Erstellung eines neuen Zentralschulhauses in der Nähe des alten Sekundarschulhauses im geeigneten Zeitpunkt. Für das später zu überbauende Gebiet gegen Schwamendingen soll ein Quartierschulhaus der 1. bis zur 3. Klasse vorgesehen werden.

b) **Kindergärten**: Die Lage des im Bau befindlichen Kindergartens an der Strehlgasse kann heute als zentral angesehen werden. Mit der Entwicklung der Gemeinde sollen noch zwei weitere erstellt werden. Der eine in der Nähe des erwähnten Quartierschulhauses und der zweite im Gebiet nördlich der Bahnlinie.

c) **Kirche und Friedhof**: Für den Bau des vorgesehenen protestantischen Kirchgemeindehauses und für die auf einen späteren Zeitpunkt projektierte Kirche wurde ein Areal in der Gegend der unteren Mühle bestimmt. Der Friedhof dürfte sich mit der Zeit als zu klein erweisen. Für seine Vergrösserung ist ein genügend umfangreiches und erweiterungsfähiges Gelände in der Umgebung des bestehenden Friedhofes vorgesehen.

d) **Sportplatz**: Dieser dürfte im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung der Gemeinde im «Zelgli» den richtigen Standort gefunden haben.

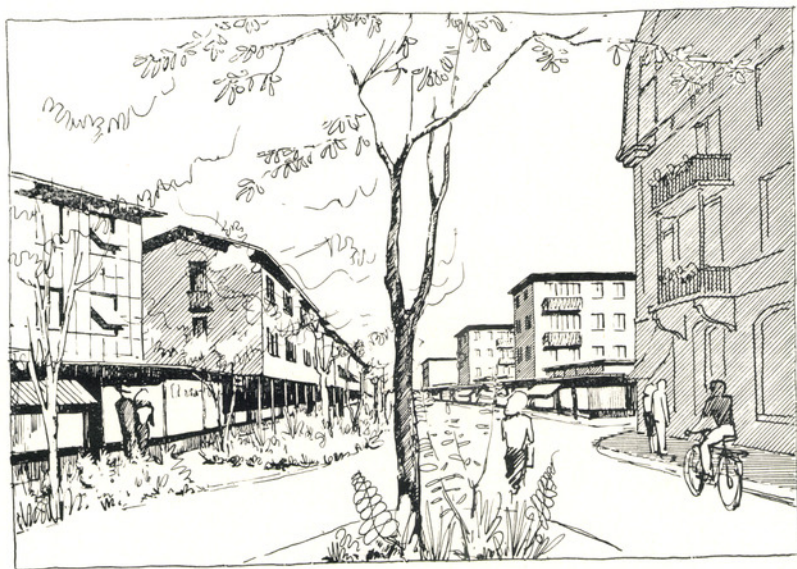
e) **Das Schwimmbad**: Dafür waren anfänglich vier verschiedene Gelände vorgesehen. Nach reiflichem Abwägen ihrer Vor- und Nachteile einigte man sich auf das inzwischen von der Gemeinde erworbene Grundstück südöstlich der oberen Mühle an der Glatt. Lage und Umgebung, insbesondere der sehr schöne Baumbestand an der Glatt lassen hier eine erfreuliche Anlage erwarten.

Ich glaube, dass ich mit diesen Ausführungen das gesagt habe, was im heutigen Zeitpunkt zu diesem Thema gesagt werden kann. Ich möchte aber nicht abschliessen, ohne Sie auf einen sehr wichtigen Faktor der Planung aufmerksam gemacht zu haben. Die Praxis hat gezeigt, dass es selbst mit den ausgeklügelsten Zonenplänen und Bauordnungen vielfach sehr schwierig ist, die aufgestellten Richtlinien zu befolgen. Beispielsweise sind für die künftigen öffentlichen Gebäude ganz bestimmte Grundstücke im Plan vorgesehen. Wenn die Besitzer der betreffenden Grundstücke nur gewillt sind, das Land gegen Realersatz abzutreten, und die Ge-



Die Bahnhofstrasse heute.

(Phot. M. Staub, Dübendorf)



Die Bahnhofstrasse wird sich allmählich zu einer modernen Geschäftsstrasse entwickeln. (Zeichnung von Architekt Stock.)



Die Wilstrasse mit dem Wilerbach — ein Gemeindeteil mit altem dörflichem Charakter.
(Phot. O. Schait, Dübendorf)

Die genossenschaftliche Siedlung an der Grünen- strasse

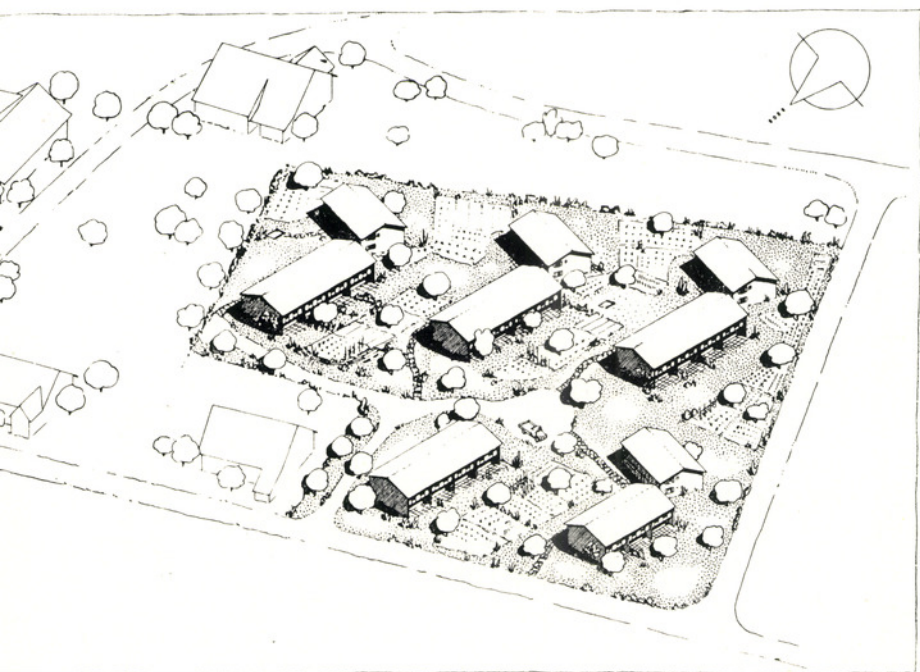
Der Uebersichtsplan der in den Jahren 1946/47 erbauten Siedlung. Sie wirkt vorbildlich durch die glückliche, lockere Anordnung der einzelnen Bauten, durch die grossen Bauabstände und die einwandfreie Besonnung der Häuser.

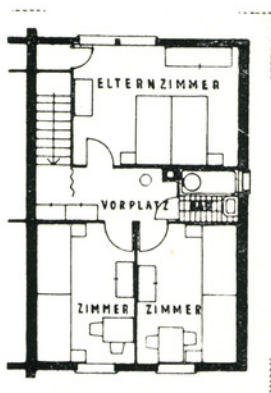




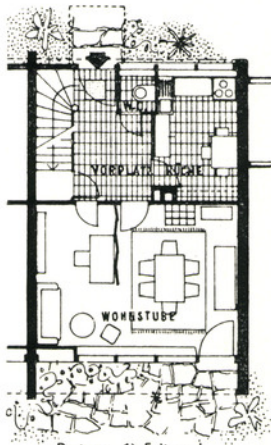
Häuser der genossenschaftlichen Siedlung an der Grünenstrasse.

(Phot. M. Staub, Dübendorf)

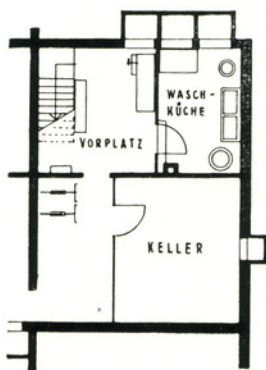




1. Stock



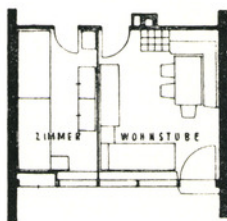
Parterre 1) Faltwand
halb geöffnet



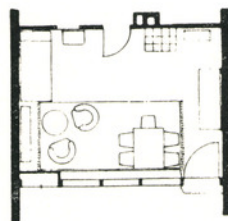
Keller

Plan eines Hauses der Siedlung Grüzestrasse

Jedes einzelne Haus besitzt seine eigene Waschküche und Waschhänge. Für die zusammengebauten Häuser musste zur Unterbringung von Velos und Kinderwagen eine Speziallösung gefunden werden: Anlage einer Abfahrtsrampe jeweils auf der Stirnseite der Hauszeile und Schaffung eines gemeinsamen Kellerganges. Den Doppelhäusern steht je ein ebenerdig zugänglicher Schopf zur Verfügung.



2) Faltwand geschlossen



3) Faltwand offen

Eine für Siedlungsbauten nicht alltägliche Anordnung findet sich im Parterre: Der Wohnraum lässt sich durch eine Faltwand in zwei ungleich grosse Teile aufteilen. Dadurch wurden mannigfaltige Benützungs- und Möblierungsmöglichkeiten geschaffen.

meinde andererseits nicht in der Lage ist, diesen Ersatz zu bieten, so kann möglicherweise die Planung zum Teil in Frage gestellt sein.

Um solchen Schwierigkeiten mit Erfolg begegnen zu können, ist es unbedingtes Erfordernis, dass die Gemeinde selbst im Besitze von Land ist, um, wie im erwähnten Fall, mit Hilfe des Abtausches von Land immer wieder in der Lage zu sein, die gefassten Richtlinien zu befolgen und zu verwirklichen.

Aber auch dann ist es wichtig, dass die Gemeinde im Besitze von Land ist, wenn sich zum Beispiel ein grösseres Industrie-Unternehmen in der Gemeinde ansiedeln möchte, an dem die Öffentlichkeit ein bestimmtes Interesse hat. Dann ist sie in der Lage, das notwendige Terrain an der dazu vorgesehenen Stelle (Industrie-Zone) zur Verfügung zu stellen. Ansonst aber besteht die Gefahr, dass es sich auf einem Grundstück etabliert, das möglicherweise nicht einmal ganz zweckmässig ist oder aber für die Nachbarschaft eine ständige Belästigung darstellt.

Noch ein drittes Beispiel möge die Notwendigkeit von Landbesitz der Gemeinde beleuchten: In einem zukünftigen Wohnquartier soll ein Quartierplan erstellt werden. Das heisst, die Grundstücke in einem bestimmten Gebiet sollen zusammengelegt und neu in Bauparzellen aufgeteilt werden. Im Bebauungsplan ist aber vorgesehen, dass in einem Teil des Gebietes zur Erholung der umliegenden Bewohner eine Spielwiese oder eine öffentliche Anlage erstellt werden soll. Auch in diesem Falle ist die Verwirklichung viel einfacher, wenn die Gemeinde die entsprechende Landfläche im Abtausch zur Verfügung stellen kann.

Darum wird sich für die Gemeinde diese Forderung immer rechtfertigen: Land zu erwerben, so viel wie möglich, wo und wann sich immer auch dazu Gelegenheit bietet. Nur dann ist sie in der Lage, die Landschaft zu gestalten, den Gemeindehaushalt zu lenken und die erforderlichen Grün- und Sportanlagen zur Erholung und zur körperlichen Erleichterung der Bevölkerung zu schaffen.

Bürgerpflicht ist es aber, dass jeder einzelne durch sein Interesse an unserem Dorfe dazu beiträgt, um der Planung schlussendlich zum Erfolg und der Gemeinde zu einer gesunden und schönen Entwicklung zu verhelfen. Immer wieder mit neuem Schwung und frischem Geist müssen Behörde und Volk die Erfordernisse der Zeit erkennen, um ihnen mit Taten gerecht zu werden.

Die Gemeinnützige Siedlungs- und Baugenossenschaft Dübendorf

Von Kantonsrat Guy Maeder, Dübendorf

Auch unserer Gemeinde sind die bekannten unangenehmen Begleiterscheinungen der Wohnungsnot nicht erspart geblieben. Schon seit dem Jahre 1944 findet ein ständiger Kampf um leere Wohnungen statt. Verständlicherweise waren es von jeher die billigen Wohnungen für kinderreiche Familien und solchen mit mittleren und kleinen Einkommen, an denen der grösste Mangel herrschte. Wohl wurden besonders in den Jahren 1944/45 zahlreiche Wohnungen von auswärtigen Bauherren und Unternehmern erstellt. Diese Wohnungen vermochten jedoch, so dringend sie auch erwünscht waren, das Wohnbedürfnis der Bevölkerungsschichten mit bescheidenem Einkommen nicht zu befriedigen, da sie preislich einfach unerschwinglich waren.

Ende 1945 war die Lage schlechthin unhaltbar. Initiative Kräfte aus allen Schichten der Bevölkerung regten sich. Ueberall war man sich klar, dass etwas geschehen musste. Alle guten Kräfte schlossen sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der Wohnungsnot zusammen. Auch der Gemeinderat unterstützte diese Bestrebungen vorbehaltlos. Diese Arbeitsgemeinschaft verstand auch, zu handeln. Sie leistete alle notwendigen Vorarbeiten für die Gründung der auf wirklich gemeinnütziger Grundlage aufgebauten Gemeinnützigen Siedlungs- und Baugenossenschaft Dübendorf.

Die Gründungsversammlung fand schon am 12. Januar 1946 statt. Die Genossenschaft hat heute einen Bestand von 130 Mitgliedern und setzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen. Sie ist politisch und konfessionell streng neutral. Die Mitglieder des Vorstandes gehören verschiedenen Parteien an und doch ist die Zusammenarbeit sehr gut. Der gemeinsame Wille, ein gutes Werk im Interesse der Allgemeinheit zu vollbringen, ist hier offensichtlich. Einmal mehr zeigt sich auch an diesem schönen Beispiel, dass die Wurzeln der Demokratie in dem Boden der Gemeinde ruhen.

In den Vorstand wurden von dieser Versammlung gewählt: Als Präsident Guy Maeder, Spengler, als Sekretär Walter Goss-

weiler, Tiefbautechniker, als Buchhalter Hans Küderli, Kaufmann, ferner als Beisitzer Albrecht Hiltbrunner, Mechaniker, und Walter Rietmann, Müllermeister. Der Gemeinderat lässt sich durch Otto Aeberli, Lehrer, im Vorstand der Genossenschaft vertreten.

Unter den 130 Mitgliedern der Genossenschaft befinden sich nur etwa 50 Anwarter auf Genossenschaftswohnungen. Von den übrigen Mitgliedern hat der überwiegende Teil schon ein eigenes Dach über dem Kopf. Diese Tatsache lässt wohl am besten das gesunde Fundament dieser neugegründeten Genossenschaft erkennen.

Jedes Mitglied hat einen Eintrittsbeitrag von Fr. 20.— und einen verzinslichen Anteilschein von Fr. 100.— zu übernehmen.

Als wichtigster Punkt der Statuten der Genossenschaft ist die Unverkäuflichkeit der Liegenschaften zu erwähnen. Dadurch soll erreicht werden, dass die mit grossen öffentlichen Mitteln erstellten Wohnungen auch in Zukunft ihrem ursprünglichen Zweck erhalten bleiben, nämlich der Vermietung an kinderreiche Familien und an solche mit bescheidenem Einkommen.

Die erste Bauaktion.

Es gelang dem neugewählten Vorstand, die Vorarbeiten so zu fördern, dass schon Ende Februar 1946 der erste Spatenstich für die erste Wohnkolonie der SBD erfolgen konnte.

An der Grünenstrasse konnte aus dem Grundbesitz der Herren Kummer und Fürst eine Bauparzelle von rund 10 000 m² erworben werden. Ein Ueberbauungsvorschlag von Herrn Oskar Stock, Architekt SIA in Zürich, umfassend 27 Einfamilienhäuser (siehe Uebersichtsplan), fand die einhellige Zustimmung der Genossenschaft. Eine kurze Beschreibung des Projektes erfolgt an anderer Stelle durch den Architekten.

Der Beginn der Bauarbeiten fiel zeitlich mit dem Baulenkungsplan der kantonalen Behörden zusammen. Die 27 Häuser mussten in drei Etappen erstellt werden. Als Bezugstermine wurden in Aussicht genommen: 1. Etappe: 1. Oktober 1946, 2. Etappe: 1. April 1947 und 3. Etappe: 1. Oktober 1947.

Während der Bauzeit mussten zahlreiche Baukostenverteuerungen in Kauf genommen werden. Dank des Entgegenkommens des Gemeinderates konnte das Projekt in die Kategorie «sozialer Wohnungsbau» eingereiht werden, was einer Subventionierung von

45 % der Baukosten gleichkommt. Trotz dieser verhältnismässig hohen Subventionierung müssen folgende Mietzinse erhoben werden:

Doppeleinfamilienhaus	monatlich Fr. 122.—
Eckhaus des Reihenhauses	monatlich Fr. 117.—
eingebautes Haus	monatlich Fr. 108.—

Diese Mietzinse gestatten eine Bruttoverzinsung der Nettoanlagekosten von 5,5 %.

Da die einzelnen Bauetappen ganz unterschiedliche Baukosten aufweisen, ist vorgesehen, die Baukostenverteuerungen solidarisch durch die Mieter aller drei Etappen tragen zu lassen. Die neue Kolonie wird nach ihrem vollständigen Bezuge 27 Familien mit über 70 Kindern beherbergen.

Zum Schlusse ist noch mit grösster Anerkennung die vorbehaltlose Unterstützung des ganzen Bauvorhabens durch den Gemeinderat hervorzuheben. Ohne diese Unterstützung wäre die Entstehung einer solchen Siedlung wohl kaum möglich gewesen.

Die genossenschaftliche Siedlung an der Grünenstrasse

Von Architekt Oskar Stock, Zürich

Das zur Ueberbauung vorgesehene Grundstück musste derart erschlossen werden, dass sich die Kosten für Land und Erschliessung auf möglichst viele Einfamilienhäuser verteilen, es durften aber nicht mehr als vier Häuser unmittelbar zusammengebaut werden.

Im Interesse einer grösstmöglichen Wirtschaftlichkeit der Anlage wurde von der erwähnten Konzession bezüglich Zusammenbauen weitgehend Gebrauch gemacht, aber immerhin nur soweit, als dies eine lebendige Gestaltung im Sinne der modernen Gartensiedlungen zulies. Der Uebersichtsplan zeigt, wie durch eine wohlüberlegte Orientierung der gewählten Haustypen nicht nur eine einwandfreie Besonnung erzielt, sondern infolge der dadurch entstandenen zwangsläufigen Staffelung der Baublöcke auch eine lockere Anlage mit grossen Bauabständen bis zu 40 Metern er-

reicht werden konnte. Damit wurde auch zugleich eine gewisse Monotonie vermieden, die man sehr oft bei der Anwendung des Zeilenbaues bemerken kann.

Zweiundzwanzig der insgesamt siebenundzwanzig Einfamilienhäuser sind über eine Stichstrasse mit Kehrplatz zugänglich, während die restlichen fünf direkt an die Grünenstrasse angeschlossen sind. Zu erwähnen wäre noch, dass die im ersten Plan zwischen den Wohnblöcken vorgesehene «Pünt» durch einen Kinderspielfeld ersetzt wurde.

Für den inneren Ausbau der einzelnen Räume war grösste Sparsamkeit das Leitmotiv. Dass wir dabei jedem Detail diesbezüglich unsere Aufmerksamkeit schenken mussten, braucht in diesem Zusammenhang wohl kaum erwähnt zu werden.

Zu Beginn der Bauarbeiten war die Zement-Kontingierung noch in Kraft. Demzufolge musste dem Baustoff Holz auch in konstruktiver Hinsicht mehr Bedeutung zukommen, als dies normalerweise der Fall ist. Und weil die Konstruktion stets auch, wenigstens nach den neuzeitlichen Begriffen der modernen Architektur, die äussere Gestaltung eines Gebäudes bestimmt oder bestimmen soll, wurde nach einer Lösung gesucht, die dieser Erkenntnis gerecht wurde.

Auf Grund dieser Ueberlegungen wurde eine Riegelbauweise als moderne Rahmen-Konstruktion gewählt, die es gestattete, das Obergeschoss gegen den Garten um ca. 90 cm über das Parterre vorspringen zu lassen, um so einen gedeckten Gartensitzplatz zu bilden. Diese Bauweise fügt sich organisch gut in die Nachbarschaft der alten Bauernhäuser an der Oberdorf- und Grünenstrasse einerseits und des modernen Sekundarschulhauses andererseits ein. Die Giebelwände und die Trennwände zwischen den einzelnen Häusern wurden in üblichem Mauerwerk ausgeführt und unterscheiden sich auch in der Farbe von den Riegelwänden. Damit ist ein lebendiges Spiel mit Farben und Material und zugleich eine massstäblich abgewogene Gliederung der Fassaden erzielt worden. Dazu kommt ein sehr schöner Baumbestand, der heute schon den Eindruck einer seit Jahren eingewachsenen Wohnkolonie erweckt.

Vom DH 3 zum DH100

Von Oberstlt. W. Frei, Instruktionsoffizier der Fliegertruppe, Dübendorf

Unlängst, beim Studium von Fachliteratur, fiel mir plötzlich die Ähnlichkeit der beiden Flugzeug-Typenbezeichnungen auf. Wenn auch fast gleich lautend, haben diese beiden Buchstaben verschiedenartigste Bedeutung, umfassen sie doch eine Entwicklungsperiode unserer Luftwaffe von 30 Jahren.

Einerseits der Inbegriff längst entschwundener Zeiten, erweckt die Bezeichnung «DH 3» Erinnerungen an die Nachkriegszeit des ersten Weltkrieges, an den aufstrebenden Dübendorfer Flugplatz jener Zeit. Andererseits modernste Gegenwart stellt der Name DH 100 den Beginn einer neuen Entwicklungsstufe des Flugzeugbaues dar, welche bisher ungeahnte Ausblicke in die Zukunft eröffnet.

Der Doppeldecker Häfeli, ein Erzeugnis der schweizerischen Konstruktionswerkstätte in Thun, stellte in den Jahren 1918—1924 den Normaltyp der schweizerischen Fliegertruppe dar und wurde von 1924—1937 noch als Schulflugzeug mit gutem Erfolg verwendet. Der DH 3 wurde 1937 vom bekannten Bücker-Jungmann abgelöst.

Der De Havilland 100 oder «Vampire» genannt, ist ein Produkt der berühmten englischen Flugzeugfabrik De Havilland in Hatfield, ca. 50 km nördlich von London. Der Vampire ist heute wohl das modernste, serienmässig hergestellte und als sogenannt truppenreif zu bezeichnende Jagdflugzeug. Es eignet sich speziell für die Verhältnisse unseres Gebirgslandes ausserordentlich gut.

Es ist ganz interessant, heute die beiden Flugzeuge kurz zu vergleichen, denn beide entstanden in Kriegszeiten, beide kamen unter den Nachwirkungen eines schweren Krieges zur Einführung und veranschaulichen deutlich die Entwicklung des Flugzeug- und Motorenbaues der letzten 30 Jahre.

Der DH 3 des Jahres 1918 war mit einem Argus-6-Zylinder-Reihenmotor von 120 PS ausgerüstet und wurde später mit einem 150-pferdigen Hispano-8-Zylindermotor versehen. Das Flugzeug flog mit einer Maximalgeschwindigkeit von 140 km pro Stunde und landete mit einer Minimalgeschwindigkeit von ca. 90 km/Std.

Der Vampire des Jahres 1947 ist mit einem sogenannten Düsen-
triebwerk von rund 4700 PS ausgerüstet. Er entwickelt eine Maximal-
geschwindigkeit von 870 km/Std. und landet mit 160 km/Std.

Höchstgeschwindigkeiten.

Noch vor wenigen Jahren schien eine so rapide Steigerung der
Höchstgeschwindigkeiten als unmöglich, da es nicht gelang, Kolben-
motoren mit solch hohen Leistungen zu fabrizieren. Mit der Entwick-
lung der Strahlurbine als Triebwerk für Flugzeuge stehen jedoch
dem Flugzeugkonstrukteur in bezug auf Triebwerkleistung fast un-
beschränkte Möglichkeiten offen. Es fliegen denn auch heute schon
Versuchsflugzeuge und Rekordmaschinen mit 1065 km/Std. und ver-
mutlich sogar noch viel rascher. Dies bedeutet aber nicht, dass der
Vampire bereits schon wieder als veraltet bezeichnet werden
müsste, denn vom Beginn der ersten Flugerprobung eines sog.
Prototypen bis zum Beginn seiner serienmässigen Herstellung be-
darf es, wie die Erfahrung immer wieder zeigt, einer Zeitspanne
von mindestens vier Jahren.

Interessant ist ferner noch, dass es bis zum Erscheinen des
Vampire unmöglich erschien, ein so rasch fliegendes Flugzeug auch
auf kleinen Plätzen starten und landen zu können. Gerade in dieser
Beziehung steht der Vampire heute einzig da, ein Punkt, der für
den Einsatz eines Flugzeuges in unserem Gebirgsland äusserst
wichtig ist.

Ein recht anschauliches Bild über die Steigerung der Flug-
geschwindigkeiten zeigen folgende Beispiele:

Eine Luftreise von Dübendorf nach Genf und zurück dauerte
mit dem DH 3 ungefähr vier Flugstunden und stellte inklusive Ben-
zinfassung in Genf eine bemerkenswerte Tagesleistung dar. Der-
selbe «Sprung» dauert mit dem Vampire 40 Minuten oder mit der
Brennstofffassung eingerechnet rund eine Stunde.

Das Düsentriebwerk

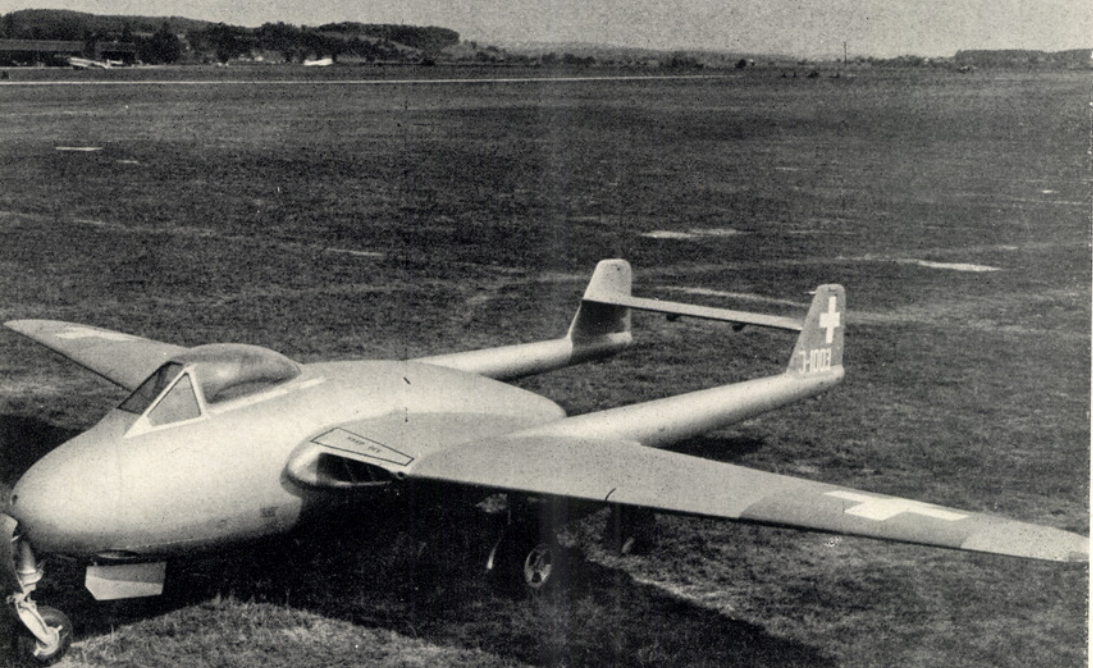
Durch den **Lader (Turbinenrad)** wird eine grosse Luftmenge an-
gesogen und den 16 Brennkammern (konische Blechrohre) zuge-
führt. Die im **Ansaugschacht** noch relativ kleine Luftgeschwindigkeit
wird infolge der Verengerung des Luftkanalquerschnittes sehr gross,

sodass die Luftströmung im Innern der Brennkammern bereits ein Mehrfaches der Verhältnisse im Ansaugschacht beträgt.

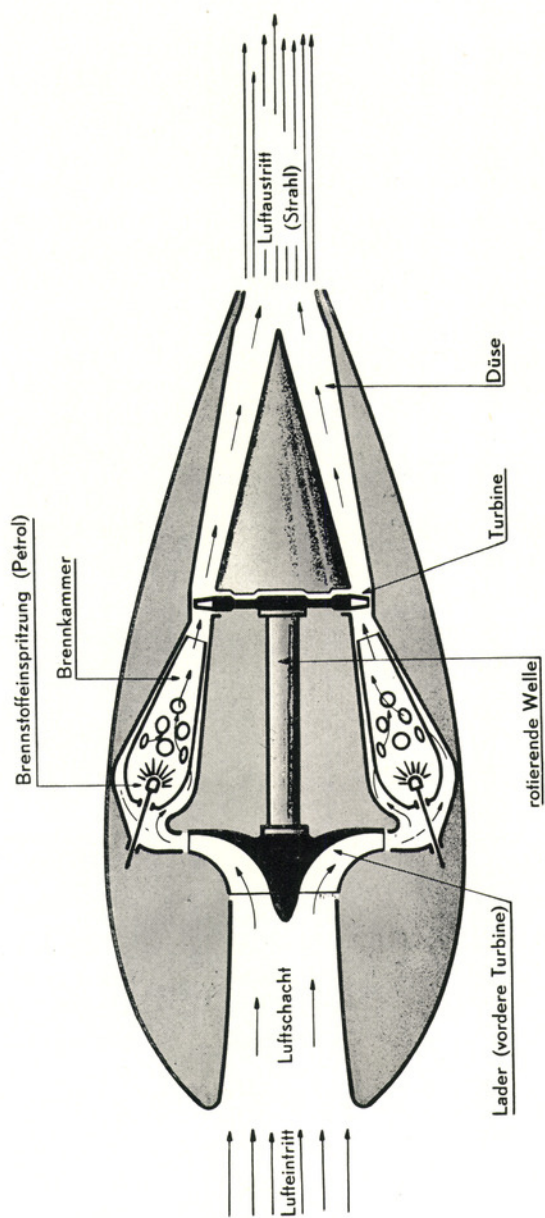
Mit Hilfe von Brennstoffdüsen wird Petrol im Innern der Brennkammern zerstäubt. Dieses Luft-Petrol-Gemisch verbrennt, wenn einmal angezündet, in Form einer konstanten Flamme, ähnlich derjenigen einer Oelfeuerung. Die Verbrennung ist jedoch so intensiv, dass dabei eine Wärme von 2000 Grad entsteht. Aus der Schule weiss man noch, dass sich jedes erwärmte Gas oder auch nur erwärmte Luft ausdehnt. Die in den Brennkammern erhitzte Luft entweicht nun durch die hintere Oeffnung der Brennkammer. Da einerseits die Erwärmung einen höheren Druck erzeugt, anderseits die konische Verjüngung der Brennkammer eine Vergrösserung der Stömungsgeschwindigkeit herbeiführt, so trifft dieser heisse Luftstrom mit einer nochmals gesteigerten Geschwindigkeit auf ein zweites Turbinenrad, die **Turbine**, und treibt diese an. Da dieses zweite Turbinenrad auf derselben Welle wie der Lader sitzt, wird die Turbine zum eigentlichen Antrieb des Laders.

Schlussendlich durchströmt die Luft die eigentliche **Düse**, wobei sie infolge der konischen Form der Düse eine nochmals gesteigerte Strömungsgeschwindigkeit erhält. Die Geschwindigkeit der Luftteilchen am Düsenaustritt beträgt ca. 1700 km/Std., das sind ca. 490 Meter pro Sekunde. Der Wendrohrführer bei der Feuerwehr oder auch der Gärtner, die Hausfrau, das Kind am Gartenschlauch merkt, dass durch das intensive Ausströmen des Wassers ein Druck nach rückwärts, also in der der Wasserströmung entgegengesetzten Richtung, entsteht. Dieselbe Erscheinung tritt auch durch das Ausströmen des gewaltigen Luftstrahls an der Flugzeugdüse auf. Die Reaktion des nach rückwärts gerichteten Luftstrahls stösst das Vampire-Flugzeug mit einer Kraft von 1360 kg nach vorne. Es existieren Düsentriebwerke, welche bereits eine Stosskraft oder wie der Fachmann sagt, einen Standschub von 2000—3000 kg entwickeln.

Selbstverständlich muss der ganze Vorgang im Innern dieses Düsentriebwerkes einmal eingeleitet werden. Dies geschieht mit Hilfe der Anlassbatterie. Diese wirkt auf einen im Flugzeug eingebauten Elektromotor, welcher die beiden Turbinenräder (Lader und Turbine) bis auf eine Drehzahl von 1500 Touren antreibt. Ist diese Drehzahl erreicht, so wird automatisch die Petrolzufuhr ein-



Schema des Düsenmotors



Zeichnung von Oberstlt. W. Frei

geschaltet, es wird Petrol in die Brennkammern eingespritzt. Gleichzeitig wird mit Hilfe zweier Anlass-Zündkerzen das Gemisch in allen Brennkammern angezündet und durch automatische Vergrösserung der Petrolzufuhr das Triebwerk bis auf die Leerlaufdrehzahl von 3000 Umdrehungen pro Minute gebracht. Nach der Zündung wird der ganze elektrische Teil (Batterie, Elektromotor, Zündkerzen) automatisch abgeschaltet, er ist nicht mehr notwendig.

Durch Betätigung eines Brennstoffhahns (Gashebel) im Pilotensitz kann die Petrolzufuhr vergrössert werden, was eine intensivere Verbrennung, infolgedessen einen intensiveren Luftstrom, eine Erhöhung der Drehzahl herbeiführt und schlussendlich einen grösseren Schub und damit eine grössere Geschwindigkeit des Flugzeuges erzeugt. Die maximale Drehzahl des Triebwerkes beträgt 10 200 Umdrehungen pro Minute.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass zwischen den bisherigen Kolbenmotor-Flugzeugen und den heutigen Düsenflugzeugen folgende hauptsächlichsten Unterschiede bestehen:

Bis heute wurde ein Propeller normalerweise als **Zugmittel** verwendet. Bei den Düsenflugzeugen wird die Reaktion eines Luftstrahls als **Schubmittel** benützt. Die heute bekannten leistungsfähigsten Propellerflugzeuge, angetrieben durch Kolbenmotoren, erreichen im günstigsten Falle eine Maximalgeschwindigkeit von 780 km/Std. Uebersteigt die Flugzeuggeschwindigkeit ein gewisses Mass, so wird der Wirkungsgrad des Propellers schlechter. Im Gegensatz dazu wird der Wirkungsgrad einer Düse mit Zunahme der Geschwindigkeiten immer besser.

Durch den Wegfall von Kolben, Pleuel, Ventilen, Zündung wird das Düsentriebwerk bedeutend einfacher im Aufbau. Mit Ausnahme einiger kleiner Brennstoff-, Oel- und Luftpumpen ist die Welle mit den beiden Turbinenrädern der einzige rotierende Teil am ganzen Triebwerk.

Der Brennstoffverbrauch ist beim Düsentriebwerk litermässig wohl sehr gross, er beträgt 10—20 Liter in der Minute, je nach Flughöhe, gegenüber 5—6 Liter beim C 36 oder Morane mit dem 1000-pferdigen Hispano-Kolbenmotor. Betrachtet man aber die Flugleistungen, so ergibt sich, dass Vampire und C 36 oder Morane für ein und dieselbe Flugstrecke ungefähr dieselbe Brennstoffmenge verbrauchen, da der Vampire eben viel rascher am Ziel ist, eine

bedeutend kürzere Flugzeit benötigt. In grösseren Höhen, d. h. über 5000 Metern, verbessert sich dieses Verhältnis noch zu Gunsten des Vampires. Der Herstellungspreis für Vampire-Petrol ist zudem billiger als derjenige für das heute übliche Fliegerbenzin für C 36 oder Morane.

Die Bewaffnung

Die Bewaffnung wurde während der vergangenen 30 Jahre natürlich ebenfalls weiter entwickelt. Die Flugzeuge der letzten Nachkriegszeit waren mit ein bis zwei Maschinengewehren vom Kaliber 7,5 mm bewaffnet. Die heutige sogenannte zivilisierte und humanisierte Menschheit rüstet den Vampire mit 4 Kanonen vom Kaliber 20 mm aus (Feuergeschwindigkeit einer Kanone = 7—10 Schuss pro Sekunde), versieht dieses Jagdflugzeug zudem noch mit 8 Raketengeschossen vom Kaliber 150 mm und hängt ihm schlussendlich noch zwei Bomben zu je 250 kg Gewicht an die Flügel.

Eine unheimliche Bewaffnung von einer fast unvorstellbar grossen Zerstörungskraft. Muss das heute so sein? Wohin führt eine solche Entwicklung? Diese bangeren Fragen stellt sich wohl jeder vernünftige Mensch im Jahre 1947.

Das Fahrwerk

Eine Neuerung gegenüber der bisher üblichen Flugzeugbauweise stellt noch die Anordnung des Fahrwerkes dar. An Stelle des Heckrades tritt beim Vampire das **Bugrad**, wodurch Start und Landung wesentlich vereinfacht werden. Dies wirkt sich ganz speziell im Hinblick auf unser Milizsystem ausserordentlich günstig aus. Gleichzeitig können die Radbremsen maximal ausgenützt werden, ohne dass die Gefahr einer Capotage besteht. Es ist dies sehr wertvoll für die Landung auf unseren relativ kleinen Flugplätzen.

Durch diese Bugradanordnung wird die Führung des Vampire für Start und Landung so einfach, dass es für unsere Militärpiloten in Zukunft nicht mehr notwendig sein wird, spezielle Umschulungskurse zu absolvieren. Die Piloten können einzeln, im Rahmen ihres ausserdienstlichen Trainings auf solche Flugzeuge umgeschult werden. Ganz allgemein aber verlangt der Vampire kerngesunde Menschen von rascher Entschlusskraft und maximalem Konzentrationsvermögen.

Der Vampire und Dübendorf

So interessant die Erscheinung dieser Neukonstruktion, des Vampire, auf die Fachleute wirkte, umso verschiedenartiger reagierte unsere Dübendorfer Bevölkerung. Die Beobachtungen, welche während der Erprobungszeit des Vampire in Dübendorf in dieser Hinsicht gemacht werden konnten, sind ganz interessant. Es dürfte von ganz besonderem Reiz sein, die folgenden Aufzeichnungen in vielleicht 10 oder 20 Jahren wieder zu lesen und Vergleiche anzustellen...

Als ich im vergangenen Jahr, am 2. August 1946, um 16.33 Uhr das erste Vampire-Düsenflugzeug auf dem Militärflugplatz Dübendorf startete, schaute wohl die Mehrzahl der Bevölkerung fasziniert der neuen Erscheinung nach. Als dann aber am folgenden Morgen um 05.10 Uhr die Schläfer der ganzen Gegend infolge eines durchdringenden Pfeifgeräusches, hervorgerufen durch den startenden Vampire, recht unsanft aus den Träumen geweckt wurde, wich das Staunen des vorhergehenden Tages einem Erschrecken und angstvollen Nachsinnen. Die Direktion des Zivilflugplatzes glaubte, es nicht verantworten zu können, ein so rasches Flugzeug am Tage, zusammen mit anderen Flugzeugen, fliegen zu lassen... Die Erfahrungen einiger Tage ergaben dann aber eindeutig, dass diese einzigartige Auffassung unberechtigt war. Seit langem wird der Vampire ohne Rücksicht auf den übrigen Flugbetrieb eingesetzt.

Immerhin, der ungewohnte Lärm, der nervenaufreizende Pfeifton der Turbine zusammen mit dem donnerähnlichen Geräusch des an der Düse austretenden Luftstrahls, erzeugte bei der Einwohnerschaft unserer Gegend eine Stimmung, die zunächst alles andere als «vampire-freundlich» war. Als nach einigen Tagen zudem noch zahlreiche Vorführungen vor Bundesräten, Nationalräten, Militärkommissionen usw. stattfanden, trieb die Stimmung der sonst an Flugzeuglärm gewohnten Bevölkerung unseres Dorfes dem Siedepunkt entgegen. Dies äusserte sich in einer mehr oder weniger verblühten Sprache unserer Lokalpresse, sowie in mehr oder weniger schmeichelhaften, zum Teil auch beleidigenden Äusserungen gegenüber den ersten Vampire-Piloten. Glücklicherweise brachte es dann der Beginn der eigentlichen Erprobungsperiode mit sich, dass

der neuartige Störefried nur selten mehr in Dübendorf gesehen und gehört wurde. Die Wogen der Entrüstung flachten ab . . .

Aus der Tatsache, dass längere Zeit nur ein Flugzeug zur Verfügung stand, resultierte, dass in der ersten Hälfte dieses Jahres ausser Demonstrationen fast keine anderen Flüge in Dübendorf ausgeführt wurden. Bei solchen Vorführungen muss «taktisch» geflogen werden, d. h. es müssen Angriffe auf die Flugplatzgebäude markiert werden. Bei der typisch schweizerischen Fliegertaktik erfolgen solche Angriffe im Tiefflug unter Ausnützung der Bodengestaltung als Deckung gegen die Fliegerabwehr-Artillerie. Im Anflug des Zieles wird der Wangenerberg, der Dietlikoner Wald als Deckung benützt, das Flugzeug wird erst im letzten Moment vom Flugplatz aus sichtbar, sodass für einen supponierten Beschuss des anfliegenden Düsenjägers kaum mehr Zeit zur Verfügung steht. Der Wegflug nach einem solchen Tiefangriff hat womöglich noch tiefer und unter Ausnützung der Gebäude und Obstgärten des Dorfes zu erfolgen, um auch einem nachträglichen Flabbeschuss wieder zu entgehen.

Selbstverständlich kann dieses taktisch bedingte tiefe Fliegen von der Bevölkerung nur unangenehm empfunden werden, es gibt aber ein ganz falsches Bild über den Belästigungsgrad durch den Vampire-Flugzeuglärm während des Schul- und Trainingsflugbetriebes.

Die Erfahrungen der letzten Zeit zeigen deutlich, dass das Geräusch des **normal** fliegenden Vampires von der Einwohnerschaft kaum mehr registriert wird. Zahlreiche Stichproben (Nachfragen) ergaben, dass sogar Flüge, welche im Rahmen der normalen Flugplatzordnung ausgeführt, überhaupt nicht mehr bemerkt werden.

Während der vergangenen Monate wurden verschiedene Piloten versuchsweise in Dübendorf auf Vampire umgeschult. Wohl wird das Pfeifgeräusch des rollenden Flugzeuges noch immer als störend empfunden, speziell von der in unmittelbarer Nähe des Flugplatzes wohnenden Bevölkerung, jedoch dürften normal fliegende Vampires kaum Ursache einer Wohnungsflucht und einer daraus entstehenden Bevölkerungsabnahme von Dübendorf werden. Selbst die am 7. August dieses Jahres erstmals ausgeführten exerziermässigen Patrouillenflüge zweier Vampire erzeugten, nach vielen Aussagen, keineswegs grösseren Lärm als die einzeln flie-

genden Flugzeuge. Es ist wie immer: Das Neue fällt auf, das Unge-
wohnte erschreckt, die Gewohnheit beruhigt. Denken wir doch an
frühere Jahre zurück, an die Eindrücke, welche die damals neuen
Flugzeugtypen erweckten. Angefangen beim 150-pferdigen DH 3,
dem 200-pferdigen DH 5, den verschiedenen Dewoitine-Typen bis
zu 650 PS, den Messerschmitt, Morane und C 36 mit 1000—1200 PS,
bis zum heutigen Vampire mit ca. 4700 PS. Immer stärker in der
Motorleistung, immer rascher fliegend, erzeugten alle diese Flug-
zeuge vermehrten Lärm, ohne dass deswegen das Wachstum unserer
Gemeinde gehemmt worden wäre. Dem objektiven Beobachter
muss im Gegenteil auffallen, dass das Geräusch des normal flie-
genden Vampire bedeutend kleiner ist als dasjenige eines C 36-
Flugzeuges.

Ich bin überzeugt, dass auch die Anwesenheit von Vampire-
Ausbildungsstaffeln an dieser Situation nichts zu ändern vermag,
denn gerade in der Ausbildungsperiode werden mit den unerfah-
renen Piloten keine Demonstrationen geflogen, sondern es wird in
absolut normalem und sogar «zähmem» Rahmen gearbeitet werden.

Ich glaube also nicht, dass unsere Gemeinde als Folge der
Vampire-Beschaffung aussterben wird, ich erwarte auch keinen
vampire-bedingten Geburtenrückgang...

Die in letzter Zeit herumgebotenen Gerüchte über eine so ge-
nannte «Düsenkrankheit» beziehen sich auf eventuell zu erwar-
tende Erscheinungen im Bereiche der Ueberschallgeschwindigkei-
ten, also bei Fluggeschwindigkeiten über 1188 km/Std. Beim Vam-
pire tritt deshalb eine solche Krankheit, sofern sie überhaupt exi-
stiert, bestimmt nicht auf. Das Ausbrechen einer «Düsenepidemie»,
hervorgerufen durch «düsenkranke» Piloten, muss sicher nicht be-
fürchtet werden. Dies nur zur Beruhigung eventuell vorhandener
ängstlicher Dübendorfer Bürger.

Im Gegenteil: Unsere Gemeinde darf heute und in Zukunft als
Trägerin eines weltbekannten Namens stolz sein, des Namens jener
zürcherischen Ortschaft, welche mit der Entwicklung der schweize-
rischen Luftwaffe aufs engste verbunden ist und es auch bleiben
wird.

Zwanzig Jahre Kindergarten

Von Hermann Hardmeier, Präsident der Primarschulpflege, Dübendorf

Die ersten Aufzeichnungen über das Bestehen eines Kindergartens in unserer Gemeinde stammen aus dem Jahre 1873. Die damalige Abteilung umfasste 35—50 Kinder und besass ihr Heim im Lokal des damaligen Jünglingsvereins. Schon in jener Zeit wurde Wert darauf gelegt, die Schule einer gründlich ausgebildeten Kindergärtnerin anzuvertrauen, was noch keine Selbstverständlichkeit bedeutete. Der Name jedes Kindes, das den damaligen Kindergarten besuchte, ist in den Akten aufgeführt. Ferner kann festgestellt werden, dass die Finanzierung der Schule von privater Seite erfolgte. Die Lehrerin bezog monatlich Fr. 35.—, und für das Lokal wurde ein jährlicher Mietzins von Fr. 80.— entrichtet. Weil die Kosten vermutlich zu hoch waren, musste jener erste Dübendorfer Kindergarten im Jahre 1879 wieder geschlossen werden.

Obschon im In- und Ausland die Kindergärten an Popularität gewannen und im Jahre 1946 allein der Kanton Zürich 312 Abteilungen mit 12 000 Kindern umfasste, wurde in Dübendorf beinahe 50 Jahre keine Kleinkinderschule mehr geführt. Der Gedanke hatte zwar in den Mitgliedern des Frauenvereins liebevolle und ausdauernde Propagandistinnen gefunden, die bei der wiederholten Durchführung von Bazaren jeweilen nicht vor viel Arbeit zurückschreckten. Den Erlös dieser Veranstaltungen — älteren Dübendorfern wird vielleicht der Erfolg des Bazars von 1912 noch in Erinnerung sein — verwendeten die Frauen zur Aeufnung eines beachtlichen Kindergartenfonds.

Im Jahre 1927, als unser neues Primarschulhaus gebaut wurde, entstand eine neue Gemeindeordnung, die den Kindergarten unter das Protektorat der Primarschulpflege stellte. Mit Begeisterung und mit klarem Blick für das Notwendige setzte sich der damalige Präsident der Primarschulpflege, Theophil Locher, für die Schule der Kleinsten ein, die im gleichen Jahre mit einer Abteilung eröffnet wurde und jetzt auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Im Jahre 1943 erfolgte die Schaffung einer zweiten Abteilung.

Unser Kindergarten umfasst bis heute nur den Jahrgang vor

dem Schuleintritt. Die Frequenz pro Abteilung schwankte zwischen 40 und 50 Kindern. Diese rekrutieren sich hauptsächlich aus dem eigentlichen Dorfe. Die Unterbringung war lange Zeit in Räumen vorhandener Schulhäuser möglich. Bei Kriegsausbruch im Jahre 1939 befand sich der Kindergarten im alten Sekundarschulhaus an der Wilstrasse, das im Jahre 1943 von der Primarschulgemeinde erworben werden konnte.

Während des ganzen Krieges war der Kindergarten, wie übrigens auch die Primarschule selber, durch wiederholte und lange militärische Belegungen der Schullokalitäten stark behindert. Während für die Primarschule allmählich eine Lockerung in der Besetzung erreicht werden konnte, blieb das alte Sekundarschulhaus ständiges Sanitätslokal. Behelfsmässig wurde die Methodistenkapelle an der Adlerstrasse, das Hauswirtschaftslokal im neuen Sekundarschulhaus in der Grüze und das Haus von alt Postverwalter Hermann Giger, Usterstrasse 5, als Unterkunftsort des Kindergartens benützt.

Die Primarschulpflege befasste sich schon während des Krieges mit dem Bau eines Kindergartenhauses. Da aber während jener Zeit die wichtigsten Baustoffe gesperrt waren, konnte nichts erreicht werden. Als nach Kriegsende diese Schranken fielen und die Bautätigkeit wieder auflebte, wurde auch der Bau eines Kindergartens von neuem auf die Traktandenliste der Schulpflege gesetzt. Für die Wahl eines geeigneten Bauplatzes und die Anpassung an die enorm gestiegenen Landpreise brauchte es Zeit.

Nach Prüfung vieler Möglichkeiten wurde als Standort für ein Kindergartenhaus der bestehenden zwei Abteilungen die Landparzelle an der Strehlgasse zwischen der Liegenschaft Heinrich Trüb und dem Garten von Otto Schelling bestimmt. In der Voraussicht, dass in dem stark überbauten Flugplatzgebiet ein weiterer Kindergarten errichtet werden müsse, drängte sich die Notwendigkeit auf, von den dort immer rarer werdenden Bauplätzen heute schon für diesen Zweck einen solchen zu sichern. Als geeigneter Platz erwies sich eine Fuhrhalter Beat Zehnder gehörende Wiese an der Nelkenstrasse.

Die Primarschulpflege unterbreitete der Gemeindeversammlung vom 27. Juni 1946 folgende Anträge:

- a) Genehmigung eines Kaufvertrages für 19 a 17 m² Baumgarten von H. Fenners Erben, an der Strehlgasse, um den Preis von Fr. 28 755.—;
- b) Genehmigung eines Kaufvertrages für den Ankauf von 14 a Wiesen, an der Nelkenstrasse, von Beat Zehnder für Fr. 16 824.—.
- c) Krediterteilung zur Ausarbeitung von Plänen für den Kindergarten an der Strehlgasse in der Höhe von Fr. 3000.—.

Die Gemeindeversammlung hat diese Anträge genehmigt, und damit war für das weitere Vorgehen die Bahn frei. Die Schulpflege bestimmte eine provisorische Baukommission. Nach Besichtigung einer Anzahl Bauten, so in Männedorf, Stäfa und Hombrechtikon, konnten dem Architekten Max Höhn, Wangen, genügend Unterlagen für einen Entwurf übergeben werden. In einer Anzahl von Sitzungen einigte man sich auf die Erstellung eines einstöckigen Baues für zwei Abteilungen. Vorgesehen sind zwei Lehrzimmer zu ca. 80 m² Fläche, zwei Nebenzimmer für Spielsachen, Aborte, ein gedeckter Vorplatz und Spielplätze. Der approximative Kostenvoranschlag beträgt Fr. 200 000.—.

Die Primarschulpflege unterbreitete der Schulgemeindeversammlung vom 20. Dezember 1946 folgende Anträge:

- a) Für die Erstellung eines Kindergartenhauses für zwei Abteilungen an der Strehlgasse und Bewilligung des erforderlichen Kredites von Fr. 200 000.—;
- b) Wahl einer Baukommission für den Bau des Kindergartenhauses.

Beide Anträge wurden von der gut besuchten Gemeindeversammlung genehmigt. Gegen den Bau eines Kindergartens opponierte niemand, hingegen war der Kostenpunkt Gegenstand einer längeren Diskussion. Ein der Gemeindeversammlung vorgestelltes Modell liess wohl auf einen Zweckbau schliessen, aber für so hohe Baukosten wurde offenbar etwas Imponierendes erwartet, was aber bei den heutigen Materialpreisen und Löhnen nicht zu erwarten ist.

Als Baukommission wurde die von der Pflege bezeichnete Zusammensetzung genehmigt. Ihr gehören an: Das Büro der Primarschulpflege mit Pflegepräsident Hermann Hardmeier, Vizepräsident Ernst Meier, Breite, Schulgutsverwalter Hermann Keller, Aktuar

Alfred Winkler, Lehrer. Der Baukommission gehören ferner als Vertretung der Kindergartenkommission an deren Präsident Eduard Appenzeller und Frau Sekundarlehrer Meyer-Egg. Als Baufachmann arbeitet Tiefbautechniker Walter Gossweiler mit und als Vertreter der Lehrerschaft Hans Utzinger.

In den ersten Monaten 1947 wurden die Detailpläne erstellt, verschiedene Besichtigungen vorgenommen und um die Baubewilligung nachgesucht. In letzterer Beziehung mussten noch Schwierigkeiten aller Art überwunden werden. Endlich war man so weit, dass die Arbeiten gemäss Submission zur Ausschreibung kamen. Unterdessen waren die Materialpreise und Löhne weiter gestiegen. Obschon im Baugewerbe an Arbeit kein Mangel herrscht, setzte für diesen Bau eine scharfe Konkurrenz ein. Für den Bauherrn bedeutet dies ein Vorteil und berechtigt zur Hoffnung, dass man trotz der ständig steigenden Preise im Rahmen des Baukredites bleiben kann.

Ende Juni 1947 konnte mit dem Bau begonnen werden. Die Baukommission hofft, dass die Fertigstellung auf das Frühjahr 1948 möglich werde, dass die Dübendorfer mit dem Resultat zufrieden seien und den Kleinen damit gedient ist.

Nachrufe

Der Raum unseres Heimatbuches ist zu beschränkt, um die Namen all der in diesem Jahre Verstorbenen aufzuführen. Es kann nicht jener aller gedacht werden, die als Hausfrauen und treubesorgte Mütter ein stilles Leben mit Arbeit und selbstverständlicher Pflichtübung erfüllten. Auch vom Wirken aller Männer kann nicht Bericht erstattet werden, die als Berufsleute, als Bürger und Soldaten zuverlässig und verantwortungsbewusst auf ihren Posten standen — und daneben in ihrer Freizeit uns heute noch Lebenden in den Vereinen oder als Nachbarn gute und gesellige Kameraden waren.

Das alljährlich erscheinende Heimatbuch will aber inskünftig derer gedenken, die sich um die Öffentlichkeit bemerkenswerte Verdienste erwarben, deren Tun für unsere Gemeinde von besonderer Bedeutung war, oder solcher, an deren Leben Entwicklung und Schicksal unseres Dorfes in auffallender Weise sichtbar wurde. Auch Originale wertvoller eigener Art sollen nicht vergessen werden.

Alt Sekundarlehrer Heinrich Bollinger-Müller.

Am 16. Februar starb in Schaffhausen im 82. Lebensjahr ein Lehrer, der im Jahre 1900 an unsere damals erst zwei Lehrstellen umfassende Sekundarschule berufen wurde, wo er während dreieinhalb Jahrzehnten die Jugend mit Geduld und Hingabe für das Leben ausrüstete. Der Verstorbene erlebte die durch das Anwachsen der Einwohnerzahl bedingte Vergrößerung der Schule, die bewirkte, dass er oft im gleichen Zimmer mehr als 60 Sekundarschüler in zwei Klassen unterrichten musste. Wie das alte Sekundarschulhaus an der Wilstrasse zu klein wurde und einzelne Abteilungen provisorisch im Konsumgebäude, im Primarschulhaus Wil und im neuen Primarschulhaus Unterkunft fanden, erweiterte sich unsere Sekundarschule allmählich auf fünf Lehrstellen, die seit Herbst 1935 ihr Heim im neuen Sekundarschulhaus Grütze besitzen. Der kurz vor der Bauvollendung in den Ruhestand getretene Verstorbene besass eine hohe und gestrenge Auffassung von seinen erzieherischen Pflichten, und sein Wesen konnte nach aussen manchmal etwas rauh erscheinen. Doch spürten seine Schüler, von denen sich viele seiner in Dankbarkeit erinnern, dass der Lehrer — ein überzeugter Christ, der in der Kirchenpflege aktiv mitwirkte — von grosser Liebe zur Jugend und von Opferbereitschaft erfüllt war. Im öffentlichen Leben blieb H. Bollinger zurückhaltend, weil die Schule ihm die Welt bedeutete.

Alt Briefträger Jakob Gibel-Weber.

Der am 31. März in seinem 72. Lebensjahr Verstorbene erlebte als Briefträger ein ganz besonderes und von vielen oft wenig beachtetes Stück dörflicher Entwicklung. Als der Siebzehnjährige anfangs der Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts von Posthalter Schütz als Briefträger angestellt wurde, fand das Postbüro noch bequem Platz in den Räumen des heutigen Zürcher Kaufhauses an der Wilstrasse 1. Als einziger Briefträger musste Jakob Gibel lange Jahre neben dem Dorf noch Gfenn, Hermikon und den Berg bedienen, was eine recht beachtenswerte Leistung darstellte. Zu Anfang des neuen Jahr-

hundreds begann sich das Dorf zu vergrössern, Posthalter H. Giger hatte das Amt angetreten, und das Postlokal befand sich an der Usterstrasse 5. Da war die Arbeit des Postaustragens dermassen angewachsen, dass sie von Jakob Gibel nicht mehr allein bewältigt werden konnte. Auch die Uebersiedlung des Postbüros in den modernen Bau, Bahnhofstrasse 34, erlebte der Verstorbene noch im Dienste, den er geachtet und beliebt als ein Stiller im Lande erfüllte.

Kaufmann Jean Trüb-Bührer.

Am 22. April verstarb im 73. Altersjahr eine Gestalt, wie sie an der Wende und zu Beginn dieses Jahrhunderts zu den Pionieren einer neuen und aufgeschlossenen Zeit gehörten. An der Strehlgasse geboren, durchlief Jean Trüb die Volksschule, um hierauf in der Herzogenmühle bei der Firma Zuppinger, die übrigens auch im Hauptgebäude der heutigen Firma Memphis eine Spinnerei betrieb, die kaufmännische Lehre zu absolvieren. Nach deren Abschluss begann sich der unternehmungsfreudige junge Mann mit dem Handel von Putzfäden und Alteisen zu befassen und ein ansehnliches Geschäft aufzubauen, das er später an Friedrich Hügler im Unterdorf verkaufte, um hierauf die erste Holz- und Kohlenhandlung unseres Dorfes zu begründen.

Kaufmännische und unternehmerische Initiative waren gepaart mit seinem seltenen Klarblick für die Entwicklungsnotwendigkeiten der modernen Zeit. Jean Trüb war der erste, der in Dübendorf das Telephon einführte und auch der erste, der einer staunenden Bevölkerung in der Festhütte des Sängeresfestes 1896 die elektrische Beleuchtung zeigte. Selbstverständlich stand er in dem Kampfe um die Begründung des Flugplatzes nicht untätig abseits, sondern setzte sich zukunftsgläubig und kraftvoll für das Neue ein. In jenen Jahren vor dem ersten Weltkrieg erwachte zwar in seinen Adern das alte Bauernblut wieder, und er begann im nachmaligen Flugplatzgebiet weite Flächen gekauft und gepachtetes Land grosszügig zu bebauen. Während des ersten Weltkrieges erwarb er das Restaurant «Flugfeld». In seiner Freizeit bedeutete ihm das Markensammeln Erholung: Jean Trüb hat sich bleibende Verdienste um den Philatelisten-Verein Glattal erworben.

Alt Spenglermeister Heinrich Bosshard.

Der am 6. Juni Verstorbene war ein Handwerker von altem Schrot und Korn. 1873 im elterlichen Heim im Kehlhof geboren, erlernte er in dem Spenglereigeschäft an der Bahnhofstrasse bei seinem Vater den Spenglerberuf. Gemeinsam mit seinem Bruder baute Heinrich Bosshard den väterlichen Betrieb erfolgreich aus, und die Firma «Sanitäre Anlagen und Spenglerei Gebrüder Bosshard» genoss einen guten Namen. Neben der beruflichen Arbeit fand die unermüdete Betätigungsfreude des Verstorbenen eine Menge von Aufgaben: Am Technikum Winterthur hatte er sich weitergebildet, um während 12 Jahren an der Gewerbeschule Zürich und während 33 Jahren an der Gewerbeschule unserer Gemeinde sein Können den Lehrlingen weiterzugeben. Sein Interesse an Erziehung und Ausbildung der jungen Generation bewies er auch durch seine Mitarbeit in der Primarschulpflege, der er längere Zeit als Präsident vorstand; als Mitglied der Baukommission wirkte er am Neubau des Primar-

schulhauses mit. Die vielseitigen Verdienste schenken dem Verstorbenen das Vertrauen seiner Kollegen im Handwerker- und Gewerbeverein, dem er ebenfalls etliche Jahre als Präsident vorstand. Heinrich Bosshard hatte jedoch nicht nur Zeit und Arbeitskraft für die Notwendigkeiten seines Berufes und der Öffentlichkeit zur Verfügung: Als überzeugter Protestant kümmerte er sich auch um die religiösen und kirchlichen Fragen des Dorfes, dem er 11 Jahre als Präsident der Kirchenpflege diente.

Chronik bemerkenswerter Ereignisse

1. Januar bis 30. September 1947.

- 6. Januar: Schwere Bluttat im Gfenn: Milchhändler Otto Egloff wurde das Opfer eines jugendlichen Raubmörders, der von drei mutigen Nachbarn verfolgt und nach hartem Kampfe überwältigt wurde.
- 23. Februar: Dübendorfer Bauernfastnacht mit grossem Umzug.
- 13. März: An die neuerrichtete 15. Lehrstelle der Primarschule wird Paul Frauenfelder, von Henggart, bisher Lehrer in Wangen, gewählt.
- 13. März: Fräulein Marie Fenner, die der Kirche während eines halben Jahrhunderts als Organistin diente, ist zurückgetreten. Nachfolger: Theo Halter, Organist in Kilchberg.
- 1. April: Postverwalter Ernst Oberhänsli wird zum Chef des Postbüros Rämistrasse, Zürich, ernannt. Sein bisheriger Stellvertreter, Fritz Maurer, Stettbach, wird als neuer Postverwalter bestimmt.
- 8.—10. April: Waffen- und Ausrüstungsinspektionen beim Primarschulhaus.
- 20. April: Nächtlicher Brand des beim Kehlhof gelegenen Magazingebäudes der Firma M. F. Hügler, Industrieabfälle.
- 20. April: Kantonsratswahlen: Zwei Dübendorfer werden neu in den Kantonsrat gewählt: Gemeinderat Guy Maeder (Sozialdemokratische Partei) und Dr. rer. pol. Walter Nievergelt (Landesring der Unabhängigen).
- 23. April: Die eidgenössische Vieh- und Geflügelzählung ergibt für Dübendorf: 101 Pferde, 924 Stück Rindvieh (davon 682 Kühe), 703 Schafe, 234 Schweine, 11 Ziegen, 14 931 Hühner.
- 18. Mai: Die kantonale Volksabstimmung verwirft den Kredit von 1,7 Millionen Franken für den Bau eines neuen Bezirksgebäudes in Dielsdorf. Dübendorf lehnt ebenfalls ab: 869 Nein gegen 314 Ja.
Das zürcherische Gesetz über die Arbeitslosenversicherung, das die Grenze der obligatorischen Versicherung auf ein Jahreseinkommen von Fr. 7200.— hinaufsetzt, wird vom Zürchervolk angenommen. In Dübendorf mit 573 Ja gegen 552 Nein.
- 22. Juni: Der Kavallerie-Verein Dübendorf und Umgebung feiert sein fünfzigjähriges Bestehen.

6. Juli: An der eidgenössischen Abstimmung wird mit machtvoller Mehrheit das Gesetz über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung angenommen. Dübendorf: 1562 Ja gegen 160 Nein. Die neuen Wirtschaftsartikel werden vom Schweizer Volk mit knappem Mehr angenommen, von Dübendorf aber verworfen: 947 Nein gegen 729 Ja.
10. August: Der Turnverein führt beim Sekundarschulhaus den Kantonalen Ringertag durch.
21. August: Die anlässlich des hundertjährigen Bestehens der SBB geschaffene Spanisch-Brötli-Bahn, eine Nachbildung des ersten Zügels der Schweiz, kommt nach Dübendorf.
- 30./31. August: Der Schützenverein führt das 14. Hans Waldmannsschiessen durch, an dem sich 95 Gruppen mit 1140 Schützen beteiligen.
28. September: Das Zürchervolk verweigert in der kantonalen Abstimmung die Baukredite für die Töcherschule Zürich und für das Zahnärztliche und Physiologisch-chemische Institut. Während das Einführungsgesetz für die A.H.V. mit Erhöhung der Erbschaftsteuer auf dem Boden des Kantons angenommen wird, spricht sich Dübendorf auch hier für Verwerfung aus.

Wetterchronik 1947

Aus den Mitteilungen von Dr. A. Gensler, des Chefs der Flugwetterwarte des Zivilflugplatzes Zürich-Dübendorf, entnehmen wir einige aufsehererregende Angaben über den ausserordentlichen Charakter der diesjährigen Witterung.

Schon die Jahre 1940 und 1941 fielen durch kalte Winter- und warme Sommermonate auf. Seit 1942 sodann überwiegen im Jahresmittel die zu warmen Perioden. Das Jahr 1947 scheint nun die seit fünf Jahren angebaute Entwicklung auf ein Höchstmass getrieben zu haben:

Januar und Februar waren durchschnittlich um 4° kälter als in früheren Jahren. Ihre Temperaturen waren so tief, wie sie normalerweise Täler aufweisen, die 800 m höher liegen als Dübendorf.

Vom 10. auf den 11. März setzte schlagartig die Wärmezeit dieses Jahres ein. Am Morgen des 3. März mass man auf dem Flugplatz noch -19° C, am 21. März nachmittags bereits + 21,2° C. Jeder Monat des Frühlings 1947 war fast so warm, wie in normalen Jahren erst der nächstfolgende zu sein pflegt.

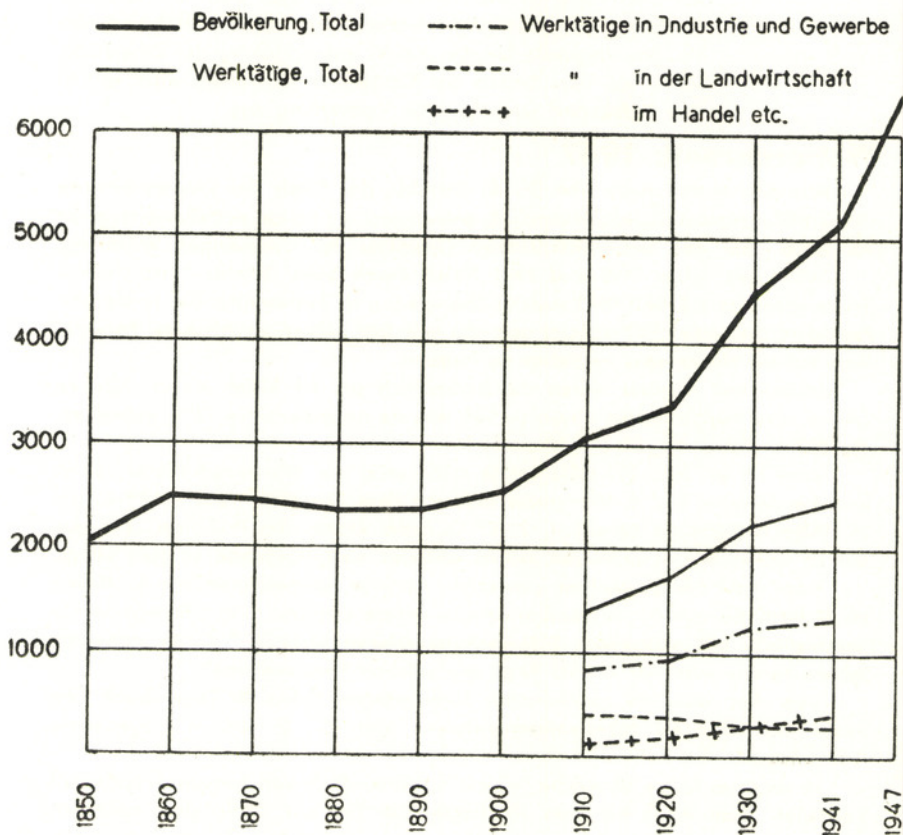
Vom April bis September herrschten mittlere Temperaturen wie in Meran im Südtirol. Bis zum 21. September erlebte unsere Gegend rund 100 sogenannte Sommertage mit maximalen Schattentemperaturen über 25° C. In normalen Jahren kannte man nur 40—50 Tage mit solchen Temperaturen!

Von den rund 100 sogenannten Sommertagen fielen 40 Tage durch ihre besondere Hitze mit Schattentemperaturen über 30° C auf — sogenannte Tropentage!

In unserem Klima ist solche Wärme unvermeidlich von grosser Trockenheit begleitet. Vom April bis zum 20. September fiel nur 37% des normalen Regens! Doch befinden wir uns gegenüber anderen Landesteilen noch in einem geringen Vorteil, denn in Basel zum Beispiel sind es nur 31%!

Aus der Bevölkerungsstatistik

Die starke Bevölkerungszunahme der letzten Jahrzehnte, bedingt durch die industrielle Entwicklung, die Gründung des eidg. Waffenplatzes und die Stadtnähe, ist direkte Ursache vieler Probleme, die Bürgerschaft und Behörden beschäftigen. So stiegen ständig die Aufwendungen der Öffentlichkeit für Strassen, Kanalisation und Wasser, Gas und Elektrizität, Schulhäuser und andere öffentliche Bauten. Gleichzeitig fand aber auch eine Umschichtung der Bevölkerung in bezug auf ihre Heimatzugehörigkeit statt, eine Erscheinung, wie sie in anderen Gemeinden nicht in diesem Ausmasse anzutreffen ist. Parallel damit geht eine ähnliche Entwicklung bei der konfessionellen Zusammensetzung.



1. Heimatzugehörigkeit:

Jahr	Gesamtbevölkerung	Dübendorfer Bürger	Bürger anderer Gemeinden des Kantons	Bürger anderer Kantone	Ausländer
1860	2463	1640	708	63	52
1870	2435	1559	755	81	41
1880	2380	1384	776	159	63
1888	2374	1241	794	209	130
1900	2544	1158	847	331	208
1910	3091	1102	1045	521	423
1920	3378	1042	1180	913	243
1930	4479	1142	1347	1660	330
1941	5143	1084	1569	2331	159
1947 (1. 1.)	6143				

2. Konfession:

Jahr	Protestantisch	Katholisch	Israelitisch	Andere und ohne Konfession
1860	2434	28	—	1
1870	2360	39	—	37
1880	2298	60	—	24
1888	2220	149	—	5
1900	2321	222	—	1
1910	2648	433	—	10
1920	2856	496	3	23
1930	3659	782	2	36
1941	4159	962	—	22
1946	4716	1093	2	26
1947	4985	1126	5	27

3. Bevölkerungsbewegung 1946/47:

	1946	1947 (1. Januar bis 30. Sept.)
Zuzüge	1056	807
Geburten	141	1197
abzüglich:		
Wegzüge	834	587
Todesfälle	58	892
absolute Bevölkerungszunahme		305
Eheschliessungen	80	79

Vorschau auf kommende Heimatbücher

Sechzig Seiten bedeuten wenig Raum, wenn es gilt, die Geschicke einer stets wachsenden Gemeinde in Vergangenheit und Gegenwart darzustellen. Darum war es unmöglich, schon in dem vorliegenden ersten Heimatbuch von all den Institutionen, Korporationen, Vereinen und Einzelpersonlichkeiten zu berichten, die sich um Dübendorf Verdienste erworben haben.

Anstatt heuer vieles ungeduldig anzuschneiden, vieles anzudeuten und von vielem nur wenig Erschöpfendes zu berichten, ziehen wir es vor, den Reichtum der Möglichkeiten auf die Jahre zu verteilen. Die kommenden Heimatbücher sollen nach und nach und in jeweiligen abgerundeten Darstellungen von dokumentärem Einzelwert das Bild der Gemeinde zeichnen und immer aufs Neue vervollständigen.

Damit vielen Interessen gedient sei, soll jedes Jahresbändchen, wie dies mit dem vorliegenden ersten geschehen ist, aus möglichst verschiedenen Gebieten Interessantes enthalten. Auch werden nur Autoren zu Worte kommen, die fachlich einwandfreie Darstellungen aus umfassender Kenntnis ihres Stoffes schöpfen.

Für die nächsten Jahre haben wir uns viele Themen vorgemerkt, und wir glauben, dass sich ihre Zahl im Laufe der Zeit noch erweitern wird. Die nachstehende Aufzählung soll vor allem einen Eindruck von der stofflichen Vielfalt der Möglichkeiten vermitteln, kann jedoch in keiner Weise eine verbindlich einzuhaltende Reihenfolge darstellen.

Aus alter Zeit: Hans Waldmann und der Dübelsein. Die Herren vom Dübelsein. Mitteilungen über die Durchforschung des Burghügels. Die Funde: Keramik, Ofenkacheln, Metall, Glas. Das Kloster Gfenn. Flurnamen und ihre Bedeutung. Unser Gemeindewappen. Alte Gebäude. Geschichte der Kirchenbauten. Die Pfarrherren Dübendorfs. Behörden und Einrichtungen in alter Zeit. Geschichte der Aussiedelungen und der alten Zivilgemeinden. Strassen und Verkehr in alter Zeit. Markante Persönlichkeiten und Geschlechter der Gemeinde. Verdiente Gemeindepräsidenten. Geschichte des Schulwesens. Gründungsgeschichte des Flugplatzes. Flugpioniere und ihre Beziehungen zu Dübendorf.

Geschichte und Verdienste von Korporationen und Vereinen, wie zum Beispiel der Wasserversorgung, des Konsumvereins, des Verkehrsvereins usw.

Gewerbe und Industrie: Entwicklung und Probleme unserer Gewerbe. Geschichte einzelner Industrien der Gemeinde. Ueberblick über den Wohnungsbau in der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Für den Naturfreund: Geologie und Urgeschichte des Glattales. Das Chrutzelried beim Gfenn. Spazierwege rund um das Dorf. Die Landwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Rebbaue, Ackerbau, Obstbau in alter und neuer Zeit.

Die Klischees der Zeichnungen von Erica Mensching wurden in freundlicher Weise von der «Neuen Zürcher Zeitung» zur Verfügung gestellt.

Die Photos der beiden Flugzeugtypen erhielten wir von der Direktion der Militärflugplätze.

Druck: W. Eckinger, Dübendorf.

Einband: A. Schoch, Dübendorf.

Umschlaggestaltung: Christine Meister, Stettbach.

Umschlagwappen von den Sekundarschülern koloriert.

Klischees: Gebr. Erni & Cie., Zürich.

